

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 35

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Jenny Aloni Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Hartmut Steinecke



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 35

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 35

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2012 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-944-6
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

I. EINE JUGEND IN DEUTSCHLAND (1917-1939)	9
<i>Die Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme: Erinnernte Kindheit in Paderborn</i>	9
Die Synagoge und der Dom	9
<i>Auf dem Weg nach Erez Israel: Hachschara in Brandenburg</i>	19
Aus den Tagebüchern von 1935	19
<i>Schreibzwang zwischen Kriegsfurcht und Hoffnung</i>	23
Aus den Tagebüchern 1937/38	23
<i>Symbole und »Symptome jener Finsternis«: Die Pogromnacht 1938</i>	29
Aus den Tagebüchern vom November 1938	29
Kristall und Schäferhund	29
Nach dem Sturm	37
Aus den Tagebüchern vom November 1938	37
<i>Deportationen: Chronistin zwischen Depression und Immigration</i>	38
Aus den Tagebüchern vom Oktober 1938	38
Die polnischen Juden	40
Zwei Inschriften	41
Aus den Tagebüchern von 1939	44
II. ALIJAH UND EINLEBEN IN PALÄSTINA (1939-1947)	49
<i>Ankunft in der neuen Wirklichkeit: Zwischen Zionismus und Sozialismus</i>	49
Aus den Tagebüchern vom Dezember 1939	49
Nach der Ankunft in Israel	52
<i>Leiden an Erez Jisrael und an Deutschland: Fremde und entfremdete Sprache</i>	53
Aus den Tagebüchern von 1940	53
Erste Eindrücke	54
Aus den Tagebüchern von 1940	57

<i>Kriegsdienst einer Pazifistin: Diarien der Verzweiflung</i>	60
Aus: »Zypressen zerbrechen nicht«	60
Aus den Tagebüchern 1942-1946	63
<i>»Alles wird Zeichen zur Deutung«: Fremde Natur</i>	72
Aus: »Zypressen zerbrechen nicht«	72
Sandsturm	75
Olivenhain	77
Fahrt im Negev	77
III. LEBEN IN ISRAEL (1948-1993)	80
<i>»Glücklich auch unter Kanonenkugeln.« Neues Leben angesichts des Todes</i>	80
Nachmittags	80
Aus den Tagebüchern 1949-1956	80
<i>Eichmann in Jerusalem: Imaginierte Wiederbegegnung mit Tätern</i>	85
Begegnung	85
In den schmalen Stunden der Nacht	93
Beethoven	94
Ich blieb verschont	95
<i>Der Sechs-Tage-Krieg: Das Trauma der Kriege</i>	97
In unserm Dorf. Aus den Tagen vor Beginn der Kämpfe	97
Aus den Tagebüchern von 1967	106
1969	109
<i>Leben im Raum der Anderen: Frieden gegen Land?</i>	110
Aus den Tagebüchern 1967-1970	110
<i>Alltag zwischen Jom-Kippur-Krieg und Intifada</i>	114
Aus den Tagebüchern 1973/74	114
Oh, Jerusalem in den Bergen	117
Der Jordan	119
Wir werden niemals wieder	121
Aus den Tagebüchern 1979-1983	122
Oh, Jerusalem in den Bergen Judäas	126

Aus den Tagebüchern von 1984	127
Die letzte Seite in meinem Heft	128
Gedichte	128
Aus den Tagebüchern von 1988	129
Jetzt ist die Zeit	129
Aus trüben Gewässern	130
Im Spinnengewebe der Zeit	131
IV. WIEDERBEGEGNUNGEN MIT DEUTSCHLAND (1947, 1955-1989)	132
<i>Nach der Shoah: Erfahrungen und Gefühle der Überlebenden im Land der Täter</i>	132
Aus den Tagebüchern von 1947	132
Schuld	132
Brief an Esra Aloni, München 5-10-47	133
Herbstland ist meine Seele	135
Poděbrady (C.S.R.) 2-11-47 (Tagebuch)	136
Besuch 1947	138
Brief an Esra Aloni, Poděbrady 1-11-47	140
Aus den Tagebüchern von 1947	141
<i>»Ich sehe die Landschaft – erlebe sie nicht.« Erste Rückkehr nach Paderborn</i>	141
Brief an Esra Aloni vom 29.3.55, auf der Fahrt nach Paderborn	141
Stadt der Kindheit	144
Brief an Esra Aloni, Paderborn den 11.4.55	145
Das Haus	145
Wiedersehen mit der Stadt der Kindheit	146
Abschied	148
<i>»Diese Zeit von der Seele schreiben« / »Der Zwang zu schreiben«: Aufstieg, literarisch</i>	148
Aus den Tagebüchern 1959-1967	148
Rede anlässlich der Kulturpreisverleihung am 25.7.1967 (in Paderborn)	156
Aus den Tagebüchern 1969/70	158
Aus den Briefen an Esra Aloni von 1973	161

Aus den Tagebüchern von 1986	162
Dankrede zur Verleihung des Meersburger Droste-Preises für Dichterinnen	164
<i>Nachwort</i>	166
<i>Zu dieser Ausgabe</i>	176
<i>Textnachweise</i>	177

I. Eine Jugend in Deutschland (1917-1939)

Die Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme: Erinnernte Kindheit in Paderborn

Die Synagoge und der Dom

Ein gelber, achteckiger Backsteinbau, in dessen Wände hoch oben riesige runde Fenster aus buntem Glas eingelassen waren, die sie immer an himmlische Feuerräder erinnerten, das war die Synagoge. Sie hätte nüchtern gewirkt, wäre nicht die runde Kuppel gewesen, welche ihr ein exotisches Aussehen verlieh in dieser Stadt der Türme und Kapellen, der Gotik und des Barocks. Schön an ihr war das Almemor mit dem Toraschrein, dessen schwerer, goldgestickter Purpurvorhang an den hohen Feiertagen durch einen weißen, silbergeschmückten ersetzt wurde und dessen Platz am Tischa be'aw ein schwarzer mit weißer Beschriftung einnahm. Und da waren die Torarollen selbst, ihre mit kleinen Glocken gezierten Silberkronen, die bunt gemalten Windeln, die man nach der Vorlesung um die Rollen wickelte, der seidene Bezug, das Silberschild und der silberne, »Hand« genannte Zeiger.

»Da lifne mi ato aumed« (Wisse vor wem du stehst) stand in riesigen Lettern an der Ostwand geschrieben. Das kleine Mädchen wußte die Bedeutung der Worte, und mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens bemühte sie sich, dem Befehl zu gehorchen. Immer, seit erster Zweifel an ihrem Gottesglauben genagt hatte, suchte sie ihn durch gesteigerte Sorgfalt in der Befolgung der Gebote und durch Andacht des Gebetes zu verdrängen. Sie ging, wenn sie nicht gerade dem Gesang der Gemeinde folgte,

dem deutschen Text nach. Sie konnte Hebräisch lesen, aber die Bedeutung der Worte verstand sie nicht.

Noch entsinnt sie sich des Morgengebetes am Schabbat. Noch entsinnt sie sich des Raumes um sie her mit den wohlbekannten Geräuschen und Bildern. Von unten herauf ertönte der feierliche Singsang des Vorbeters, dem zuweilen das Gemurmel der Männer mit einem langgezogenen »Omen« folgte. Oben auf der Galerie der Frauen fiel das Morgenlicht kaum gedämpft durch die hier und dort mit buntem Glas besetzten Fensterscheiben auf die feiertäglich gekleideten Frauen.

Eine Stelle aber gab es in den Gebeten, die schon die Siebenjährige nicht über die Lippen zu bringen vermochte, gegen die ihr Stolz sich jedesmal aufs Neue wieder aufbäumte. Geschrieben stand: »Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, der Du mich nicht zu einer Frau geschaffen«, und darunter in kleinen Buchstaben: Frauen sagen: »Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, der Du mich nach Deinem Willen geschaffen hast.« Statt dessen sagte sie: »Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, der Du mich zu einer Frau geschaffen hast.« Die vorgeschriebenen Worte zu sprechen, konnte sie sich nicht überwinden, ob der eigenmächtigen Änderung aber vermochte sie sich nie des Schuldgefühls zu erwehren.

Lange braune Pulte hinter dem mit Plüsch bedeckten Tisch des Vorbeters, hier und dort ein aufgeschlagenes Buch, davor die dunklen Gestalten einiger Männer, den Tallith gleich einem gelbschwarzen Streifen über die Schultern gehängt, und oben auf der Galerie der Frauen noch weniger Beterinnen, so entsann sie sich zumeist der Synagoge. An den hohen Feiertagen aber schwoll das Gerinnsel der Andächtigen zu einem Strome an und floß zusammen, bis die verhaltene Kraft der Gemeinde in der Gemeinsamkeit des Gebetes das Gotteshaus erbeben ließ. Sie, die Monate hindurch nur ungern sich und anderen ihr Judesein gestanden, hatten, da das jüdische Jahr sich

rundete, die verstaubten Zylinder und Bücher wieder hervorgeholt, und sich in die Gebetmäntel hüllend sprachen sie gemeinsam mit allen Juden der Erde die ihnen fremden hebräischen Worte des Sündenbekenntnisses. Ungewußt bestätigten sie so einen Bund, dessen Vorhandensein sie mit tausend Beweisgründen zu leugnen suchten. Auf das Mädchen übte das zum Überfließen volle Bethaus in seiner gespannten Weihe eine düstere Macht aus. Sie wurde einbegriffen in diese für Stunden selbstverständliche Gemeinschaft und doch aus Gründen, die sie nicht kannte, nie eins mit ihr.

Gern wäre sie zuweilen gekommen, wenn die Synagoge leer war, um in der Stille beim Licht der ewigen Lampe zu sinnern. Aber sogleich nach Beendigung des Gottesdienstes wurde die wuchtige Eisentür versperrt, etwas, was sie nicht verstand. Damals, sie zählte wohl schon dreizehn Jahre, wußte sie noch nicht, wie berechtigt es war, denn man lehrte sie, daß Judenverfolgungen einer düsteren Vergangenheit angehörten, und von den Synagogenschändungen, die von Zeit zu Zeit vorkamen, drang die Kunde nicht zu ihr.

Da war der Dom, an dessen langgezogenem Kirchenschiff die Bürger der Stadt Jahrhunderte hindurch in den wechselnden Stilen der Zeit gebaut hatten. In ihm fand sie die ersehnte Sammlung. Die hoch aufstrebenden Säulenbündel schienen in den spitzen Bögen keinen Abschluß zu finden und sich im Ungewissen zu verlieren. Zwischen ihnen lag die Stille als ein zu ihnen Gehöriges, noch unterstrichen vom Echo der vereinzelter Schritte. Nicht als eine Abtrünnige oder auf der Suche nach einem neuen Gott trat sie in das gedämpfte Licht der weiten Hallen. Aus dem Verlangen nach einem Ort der Sammlung kam sie hierher. Sie vermied die Zeiten gemeinsamer Andachten. Um das Weihbecken beschrieb sie einen weiten Bogen, als bedeute es Gefahr. Niemals wagte sie, sich vor einem der vielen Betpulte niederzusetzen.

zen. Sie schritt hin und her durch die Bogenhallen an Kapellen und Seitennischen, an Statuen und Bildern vorbei. Sie ging vorsichtig, instinktiv bemüht, den lauten Nachhall ihrer Schritte zu dämpfen. Und wie sie ihrer Fremdheit immer eingedenk blieb, ja, vielleicht weil sie sich stets bewußt war, nur Gast und nicht zugehörig zu sein, verebbte der Sturm in ihr um ein Geringes, war es ihr vergönnt, den Schmerz in ihrem Herzen, seine Sehnsüchte und seine Bitterkeit zu mildern.

Draußen in der Grelle des Marktplatzes lag die Welt der Erwachsenen verlogen und unbarmherzig, keine Rücksicht nehmend auf Gefühle, Sehnsüchte entfachend und ihnen die Richtung versagend. Hier drinnen zwischen den Gebilden hoch getürmter Steinblöcke sammelten sich die zerfahrenen Wesensstränge des Seins. Sie schienen ein Ziel zu spüren und sich nach ihm auszurichten gleich den Schiffen des Domes, die in dem in mattes Kerzenlicht getauchten Altar zu ihrem natürlichen Abschluß gelangten.

Und so wie sie sich in dem stummen Raume selbst fand, ließ sie sich ein anderes Mal in ihm gehen, ließ die Gedanken wandern, wohin sie wollten und konnten, ohne doch Gefahr zu laufen, sich zu verlieren. Von den hohen Mauern mit ihren dämmerbunten Fensterscheiben wallten die Ströme, so stark sie auch sein mochten, letztlich immer wieder zu ihr als zu ihrem Zentrum zurück. Worüber sie in jenen Stunden grübelte, blieb ihr nicht im Gedächtnis. Sie wußte später nur noch von einem Ringen mit sich selbst, von einem Aufbäumen gegen überlieferte Werte, ohne doch andere an ihre Stelle setzen zu können. Es ist nicht ohne Ironie, daß sie sich für diese Auseinandersetzungen gerade einen Ort aussuchte, der seinen Erbauern zur Wahrung und Aufrechterhaltung eines Dogmas und zum Kampf gegen ketzerischen Zweifel bestimmt war.

Wenn auch bewußt die Lehre des Christentums nicht zu ihr drang, so sollte sie doch später erkennen, daß die Atmosphäre der Klosterschule und der katholischen Stadt – deren Wahrzeichen ja der Dom war – tiefe Spuren in ihr hinterließ. Das jüdische Gebot mit seinem »Du sollst« und »Du darfst nicht« und der christliche Gedanke, so wie sie ihn verstand, daß einzig das Leid frei ist von Schuld, lagen wie ein beständiger Druck auf ihr. Sie schien der gequälte Mensch zu sein, dem das Gesetz und das Leid gleich zwei schweren Balken auf den Schultern lasteten. Erst zurückblickend von der Zeit an, da sie sich von beiden zu befreien begann, erkannte sie in ihnen einen der Gründe für den düsteren weltverneinenden Ausblick ins Leben jener frühen Tage, da sie sich an Gesetz und Leid klammerte, wie um der Schuld zu entgehen, der sie sich ob ihrer Gotteszweifel verfallen glaubte.

Von den Bildern und Statuen blieb ihr besonders ein Marmorrelief über der Grabstätte eines Bischofs im Gedächtnis. Es stellte die Vision des Propheten Jecheskel von der Auferstehung der Toten dar. Dieser und vielen anderen Schöpfungen der Juden begegnete sie zuerst in ihrem christlichen Gewand. So kannte sie auch den Satz: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« nicht aus dem Buche ihres Volkes, sondern nur als einen Ausspruch Christi.

Gerne suchte sie den kleinen Domfriedhof auf, den die hohen Spitzenfenster im Viereck umschlossen. Hier lagen die Bischöfe und Domherren unter Stein- und Marmorplatten begraben. Rosen, Lilien und Rosmarin wucherten. Es war ein friedlicher Winkel. Kein Laut von draußen drang herein. Nur selten begegnete sie einem Menschen. Selbst die Vögel schienen es nicht zu wagen, ihren Gesang zwischen diese Mauern zu tragen. Oft saß sie auf der Bank, und das Knäuel der Gedanken rollte,

wohin es ihm beliebte. Die Anwesenheit der Toten störte nicht. Sie verlieh dem Ort eine feierliche Würde.

Beim Verlassen umging sie dann wieder das mahnende Dämmern des Kreuzganges. Aus dem Dunkel der Krypta leuchteten geheimnisvoll die stillen Flammen der Wachskerzen. Die hohen Säulenbündel des Hauptschiffes zogen nochmals an ihr vorüber. Die Schnitzereien und Seitenkapellen in ihrem wehrauchdurchflossenen Grau schienen fern und voll verborgener Bedeutung. Draußen hinter der wuchtigen Eichentür strömte das geschäftige Leben des Marktplatzes wieder auf sie ein. Doch Grelle und Lärm blieben noch eine Weile lang fremd.

Nicht weit entfernt, unter der wuchtigen Krone zweier uralter Kastanienbäume, hatte sie zum ersten Mal erfahren, daß Judesein Nichtzugehörigsein bedeuten kann. Das war kurz nach Beginn der Schulzeit gewesen. Den Ranzen auf dem Rücken kam die Sechsjährige mit einer ihrer Mitschülerinnen die enge Gasse von der Klosterschule herauf. Plötzlich blieb die andere stehen, als erinnere sie sich an etwas. »Ich darf nicht mit dir gehen. Du bist Jude«, stieß sie feindlich hervor. Das kleine Mädchen wußte, daß sie in die Synagoge und nicht in die Kirche ging, daß man zu Hause kein Schweinefleisch und zu Pessach, was die anderen Ostern nannten, Mazzen aß, doch was das mit ihrem Nachhausegehen zu tun hatte, begriff sie nicht recht. Sie antwortete aber nur kurz: »Dann nicht«, und bemühte sich, es so stolz wie möglich herauszubringen. Sie sprach zu niemandem davon, doch daß es tief in ihr schmerzte und brannte, konnte sie nicht verhindern. Im Laufe der Jahre sollte ihr noch verschiedene Male ähnliches widerfahren. Und doch war sie, ob sie es nun wahrhaben wollte oder nicht, ihrem Fühlen und Empfinden nach eine Deutsche, geprägt von der westfälischen Landschaft und von der Kette der Ahnen, die ein halbes Jahrtausend in ihr gelebt

hatten, in Dörfern, die kein Getto kannten. Sie war dem Wesen nach genauso auch Jüdin und als solche von ihren Mitmenschen abgegrenzt, doch da waren viele, die französische, polnische und andere Vorfahren hatten, und niemand hielt es ihnen vor. Aber Judesein ließ sich nicht gleichsetzen mit einer der Religionsgemeinschaften um sie herum oder mit der Abstammung von irgendeinem andern Volk. Das sollte sie bald auf eine Weise erfahren, die keine Argumente duldete.

Wie ein Unwetter brach, sie war damals fünfzehn Jahre alt, der nationalsozialistische Umschwung auf sie ein. Die Treue eines Menschen sollte für sie den Dom mit der Synagoge zu gemeinsamem Symbol verbinden. Sie war ihre Lehrerin, einer der wenigen Menschen, wie es sie in allen Ländern und zu allen Zeiten gegeben hat, denen die Treue zum Mitmenschen selbstverständlich ist und die ihretwegen bereit sind, Leid und Verfolgung auf sich zu nehmen.

Kurz vor den verhängnisvollen Wahlen hatte sie den Wunsch geäußert, an einem Gottesdienst teilnehmen zu dürfen. Sie ließ sich durch die Ereignisse nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Schon früher hatte sie zu dem Mädchen mit Achtung von den Juden als Volk gesprochen. Die aber hatte nichts davon hören wollen. Sie war bereit, für ihr Judesein einzustehen, es zu verteidigen, aber solche Gedanken hielt sie für Undank dem Lande gegenüber, in dem sie lebte, dessen Luft sie atmete und dessen Brot sie aß. Nun hatten sie sie ausgestoßen. Sie war zu stolz, auch nur in Gedanken zu versuchen, sich aufzudrängen. Aber jede Berührung, jedes Wort schmerzte. Aus dem wilden Erleben jener Tage ragt die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der sie, die deutsche Frau in das Gotteshaus ihrer jüdischen Schülerin kam wie eine ruhige Insel, die keine Sturmflut zu überschwemmen vermochte.

Oft sah sie später wieder den hohen achteckigen Bau vor sich wie an jenem Freitagabend, angefüllt mit gedämpftem Licht und wehmütiger Weihe. Wieder klang in ihren Ohren die vertraute volltönende Stimme des Vorbeters. Wieder fühlte sie sich hingegen in jene Stimmung von Schmerz und Starre. Wieder war sie die Halbwüchsige jener Tage, nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsene, dem feindlichen Ansturm wehrlos ausgesetzt, weil nichts in ihrer Erziehung sie gestählt, sie für dergleichen vorbereitet hatte. Dumpf und unartikuliert empfand sie den Schmerz, wie jemand, der noch nicht zu fragen versteht, noch nicht die Berechtigung des ihm zugefügten Leides anzuzweifeln weiß.

»Lecho daudi likrass kalo« (Komme mein Freund entgegen der Braut) forderte in althergebrachter Weise der Vorbeter zum Empfang des Schabbats auf, als seien sie Braut und Bräutigam. Neben ihr die hochgewachsene Frau blickte unverwandt auf den Purpurvorhang, hinter dem, so hatte sie ihr erklärt, die Torarollen standen. Der Raum schien sich mit getragener Weihe, mit gesammelter Andacht und mit einem Hall von Jubel zu füllen, wie sie das zuvor nie erlebt und empfunden. Die grau getünchten Mauern von gestern flossen im weichen Goldschimmer der Kerzen, die ihren harten elektrischen Glanz aufgegeben hatten und schwebend auf den Schatten ruhten. Jedes Pult, jeder Pfeiler, jeder Tisch, jedes Buch verloren die scharfe Abgegrenztheit ihrer Formen, um Teil zu werden von geweihter Fülle. »Bauibescholaum« (Komme in Frieden), wandte sich der Rabbiner der Gemeinde zu. Die Worte schienen an sie gerichtet zu sein. Für Augenblicke verspürte sie nichts als Frieden und Ruhe wie lange nicht mehr.

Dann aber waren sie plötzlich wieder da, die Bilder des gestrigen Abends. Eine schmalbrüstige Straße mit Fachwerkdächern eng ineinander geschachtelt, darunter moderne Schaufenster und Läden. Da waren Schienen. Die

Straßenbahn fuhr nicht. Menschenmassen ballten sich dichter als gewöhnlich. Es war die gleiche Straße, wie sie sie immer gekannt hatte, aber sie war es doch nicht, und noch weniger waren es die Menschen. Die Luft stach scharf auf die Haut ein. Sie war mit elektrischer Schwüle geladen, einer Schwüle, die von den Leibern der Menschen ausging. Mit dem dumpfen Gemurmel schloß sie sich an den Körper wie ein klebriges Netz, dem man sich nicht entziehen kann.

In verhaltener Erregung schienen sie auf etwas zu warten. Auch sie verspürte in sich von der Schwüle. Sie war vielleicht die einzige unter den vielen, die sich dessen bewußt wurde und dagegen ankämpfte. Sie fühlte sie mit schmerzlicher Wachheit. Sie empfand Blicke und Gemurmel feindlich gegen sich gerichtet. Irgendwo sang jemand das Lied, nach dem Manne benannt, den die einen für einen Helden, die anderen für einen Hurenjäger hielten. Da waren sie wieder, jene blutrünstigen Worte. Sie mischten sich mit dem Gesang des Vorbeters. Sie übertönten sie. Sie hatte fortgehen wollen, sich aber nicht vom Platz gerührt.

Eine Gruppe aufgeregt durcheinander sprechender und lachender Mädchen schlenderte untergefaßt vorüber. Sie trugen Schülmützen in der gleichen Farbe wie sie selbst. Als sie sie bemerkten, stutzten sie, wollten ihr einige Worte zuwerfen, besannen sich aber und ließen ihre Blicke über sie hingehen wie über eine Fremde, wie über eine Ausgestoßene. Sie krümmte sich getroffen. Ihr Stolz, den sie zu Hilfe rief, versagte. Andere Gruppen zogen vorüber, darin Bekannte und Unbekannte. In aller Augen lag das gleiche seltsame Funkeln. Wo hatte sie nur schon einen solchen glühenden Glanz gesehen? Bei ihrem Bruder, als er Lungenentzündung hatte und fieberte. Aber das war ja Unsinn. Die Leute um sie herum waren doch nicht krank. Vielleicht war mit ihr selbst etwas

nicht in Ordnung, da sie doch alles wie durch einen Schleier sah, mit einem Dröhnen in den Ohren.

»Boruch ato adaunoi« (Gelobt seist du Ewiger) begann der Vorbeter den Segensspruch des Weines. Sie suchte seinen Worten zu folgen. Doch die Gestalt in dem schwarzen Talar zerfloß, und sie war wieder in der Straße.

Die letzten Farben der Sonne verschwanden vom bewölkten Himmel, und die Dämmerung schlug über der Menge zusammen. Da fuhr es wie ein Schlag durch die Menschen. Auch sie erschrak. Als habe jemand ein Zeichen gegeben, verstummte die Masse und wich nach beiden Seiten zurück, so die Fahrbahn freigebend. Die Luft schien unerträglich heiß zu werden. Das Mädchen starrte mit schmerzenden Augen in die hohle Gasse, die immer noch leer blieb. Ein Zucken sprang durch die Glieder. Ohne hinzusehen spürte sie das Zittern der Leiber. Einen Augenblick lang glaubte sie in Gelächter ausbrechen zu müssen, und sie verkrampfte die feuchten Handflächen ineinander.

Dann war es plötzlich da. Wieder hörte sie das chaotische Gejohle der Masse, das mit dem Trommeln der Kapelle zu einem fanatischen Getöse anschwoll. Jene Leute hatten vielleicht selbst ihren Taumel schon vergessen. Sie aber glaubte wieder die flackernden Pechfackeln in den erhobenen Fäusten zu sehen. Gleich einer menschlichen Flammenreihe schwankten sie auf und nieder. Sie warfen ihren flüchtenden Schein auf die Gesichter von Trägern und Schauenden. Fahl und fanatisch stierten sie vor sich hin. Wieder vermeinte sie das »Juda verrecke« zu hören, welches die heiser geschrieenen Kehlen immer wieder hervorstießen. Das Schlimmste aber waren die marschierenden Füße in den schwarzen, hochgeschlossenen Soldatenstiefeln, auf denen der Fackelschein wie Irrlichter hin und her tanzte. Sie sah nur noch diese Füße in gleichmäßigem Takt auf sich zukommen,

grausame, gleichsam nackte Füße, die kamen, um sie zu zertrampeln, und es gab keine Flucht vor ihnen. Irgendwie endete der Gottesdienst. Irgendwie verließ sie mit der Lehrerin das Bethaus. Erst als sie durch die nun nächtlichen Straßen zurückging und diese stehen blieb, schrak sie aus ihren Wachträumen auf. Die Lehrerin schaute eine Weile nachdenklich in das Dunkel. Dann zeigte sie auf die Silhouette des Domes, dessen Umrisse sich noch von dem in letztem Licht schwelenden Himmel abhoben und sagte – das Mädchen wußte nicht ob zu ihr oder nur zu sich selbst –: »Mit der Vernichtung der Synagoge beginnen sie, enden werden sie mit der Zerstörung des Domes.« Sie ließ die Hand sinken und zog den Mantel enger um die Schultern.

(Entstanden 1950-54)

Auf dem Weg nach Erez Israel: Hachschara in Brandenburg

Aus den Tagebüchern von 1935

Winkel¹, den 11.5.35

Heute endlich nachdem ich nunmehr schon über acht Tage hier in Winkel bin will ich meinen Vorsatz in Zukunft so regelmässig wie möglich Tagebuch zu führen in die Tat umsetzen. So soll dieses ein Rechenschaftsbericht sein den ich mir selbst gebe. So wird mir vielleicht einst die Möglichkeit verschafft klar zu werden über mein Inneres, von dem ich weniger weiss als von den Dingen um mich her.

¹ Das landwirtschaftliche Anwesen Gut Winkel liegt bei Spreenhagen, etwa 40 km südöstlich von Berlin. Das Hachschara-Lager diente der Ausbildung jüdischer Kinder und Jugendlicher, die auf die Auswanderung vorbereitet wurden.

11.8.35

Ein Mensch der sich wirklich selbst tief innerlich verachtet ist nicht lebensfähig, das Einzige was ihn dem vitalen Sein erhält ist jener primitive Lebenstrieb in dem sich der Mensch als Tier offenbart.

Ich bin hier auf Hachschara. Wozu? Um mich auf ein Leben in Erez Israel vorzubereiten, um mich fähig zu machen für die Mithilfe am Bau eines oder besser des jüdischen Staates. Um mich herum sind die Menschen durchweg gleichfalls Zionisten, bessere wahrscheinlich als ich. Ihre Vorstellung vom künftigen Judenstaat? Verschwommen. Was zugleich als Nachteil und Vorteil zu werten ist. Als Nachteil insofern als es zu einer Spaltung und Vergeudung der Kräfte führen muss da niemand ein fest umrissenes Ziel hat auf das er hinarbeitet, als Vorteil deshalb, weil wenn man ohne Vorurteil an die Sache herangeht und sich für sie einsetzt etwas ganz Neues eine neue und bessere Gesellschaft (Herzl)² geschaffen werden könnte. Könnte sage ich, ich bin pessimistisch, denn ich rechne mit dem Menschen wie er ist und nicht wie er sein soll und glaube nicht, dass eine kulturelle Entwicklung so stark sein kann, dass sie eine völlige Revolution des menschlichen Geistes in seinen tiefsten und feinsten Wurzeln bewirken kann. So wird im Höchsthalle ein Staat entstehen, denen gleich, wie wir sie in Europa bereits zu genüge kennen, mit all ihren Schwächen und mit ihrer Fäulnis. Wenn die Staatsform an sich hierbei auch nicht ganz unwesentlich ist, es spielt doch erst eine zweitrangige Rolle. Dass ein solcher Staat bereits einen Fortschritt gegenüber dem jetzigen Zustand des jüdischen Volkes bedeuten würde glaube ich, wage aber nicht hier irgendeine Behauptung aufzustellen, da ich mir immer-

² Theodor Herzl (1860-1904), österreichischer Schriftsteller, berief 1897 den ersten Zionistischen Weltkongress in Basel ein und wurde zum ersten Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation gewählt.

hin vorstellen könnte, dass durch das Fehlen des Widerstandes gegen den die Juden überall auf der Welt zu kämpfen hatten und haben, ihre Kraft erlahmen würde. Wahrscheinlicher aber wird sein dass durch die innenpolitischen Probleme die ein staatliches Leben der Juden in politischer Weise hervorbringen muss die Kräfte nicht zur Ruhe kommen werden. Immerhin glaube ich dass durch die Schaffung eines jüdischen Staates (wieviel besondere Aufgaben tun sich für ihn durch seine besondere Struktur innerhalb der Völkergemeinschaft auf) ein Schritt hin zur Befriedigung der Völker wäre und dass ich kein Recht habe, Zweifel, die man ja immer haben kann, aufzugeben. Deshalb will ich mitarbeiten und an meinem Platze (es wird nur ein Plätzchen sein) mithelfen, dass aus einem Wunschbild das schon seit fast 2000 Jahren in den Köpfen der Juden lebt, endlich Wirklichkeit wird, wenn möglich in Erez Israel selbst, sollte das aber aus familiären Gründen (einzig solche könnten massgebend sein) nicht möglich sein, dann hier in der Gola.³

12.8.35

Ich bin auf Hachschara gegangen. Ich habe es getan gegen den Willen meiner Eltern. Ich bereue es nicht. Eines nur tut mir weh, der Gedanke an meine Mutter, mein Vater wird sich evtl. darin geben, aus den Briefen meiner Mutter aber klingt jedesmal ein so wehmütiger Ton wie ich ihn bisher an meiner Mutter nicht kannte. In 5 Wochen werde ich daheim gewesen sein. Dann werde ich wissen ob ich Grund habe mich meiner Eltern wegen zu sorgen oder nicht. Ich fürchte, ja.

³ Gola: Verbannung, Exil; die Welt außerhalb Israels.



Jenny Rosenbaum, ca. 1935

30.10.35

Der Zionismus und sein Palästina-Werk scheinen uns bereits als der Auftakt zur Lösung der Judenfrage und wir vergessen dass er gemessen an den Massstäben mit denen die Geschichte misst vorläufig erst einen bescheidenen Versuch bedeutet. Noch nicht einmal so viel Juden wie es noch immer in Deutschland gibt sind dort ansässig. Es ist aber auch eigentlich nicht so sehr das was es ist was den Juden so anzieht sondern es ist vielmehr die Hoffnung, die er auf dieses schmale Stückchen Land zwischen Wüste und Meer setzt. Schon allein dieser Hoffnung wegen aber hat der Zionismus seine Daseinsberechtigung und würde er auch niemals die Ersterhebung eines eigenen Staates erreichen können. Ermöglicht er es eines Tages doch durch alles Gift und Spott stolz erhobenen Hauptes hindurchzuschreiten mit dem Glauben an sich selbst im Herzen.

Schreibzwang zwischen Kriegsfurcht und Hoffnung

Aus den Tagebüchern 1937/38

Paderborn, 10.9.37

Wenn ich jetzt durch Paderborn gehe fühle ich mich von innen heraus so frei als sei das Jahr 33 nicht gewesen. Nein ich bin freier als damals denn damals war ich noch in meinem Hexenkreis befangen. Und heute bin ich frei trotz allem oder richtig gesagt auf dem Weg zur Freiheit die letztlich eine höhere freiwillige Bindung darstellt. Solche Tage die den Menschen wieder in die Landschaft hineinstellen in der er ehemals gewachsen ist sind Tage der Besinnung. [...]

Ich sitze auf dem Schützenplatz. Ich bin extra hinausgegangen um Ruhe zu haben. Aber das scheint es hier nicht mehr zu geben. Unaufhörlich donnern die Kanonen-

schüsse aus der Senne⁴ herüber. Jetzt ist alles noch friedlich aber mir ist als zittere der Boden schon in Erwartung des Kommenden. Ein Krieg kann wohl keinen Menschen der das Geschehen in der Welt verfolgt überraschen. In Spanien kämpfen Spanier gegen Spanier. Aber es ist mehr als eine innerspanische Angelegenheit. Europa ist in zwei mächtige Gruppen gespalten, die ihre Interessen auf spanischem Boden ausfechten wollen, auf der einen Seite stehen die 2 Demokratien und Russland. Auf der anderen die faschistischen Länder. Im Osten kämpfen China und Japan miteinander und man weiss nicht wann eine der jetzt noch neutralen Mächte sich veranlasst fühlen wird tätig einzugreifen. Es ist selten so häufig und mit so viel Pathos der Wille zum Frieden beteuert worden wie jetzt. Sie spüren wohl alle dass ein Streichholz jetzt den Weltbrand wieder einmal entfachen kann. Ich schreibe über Dinge die mich erst indirekt angehen. Das jetzt was mich und uns in den letzten Monaten am meisten angeht habe ich noch mit keinem Wort erwähnt. Seit Monaten haben wir in der Hauptsache nur über die Teilung Palästinas⁵ für und wider diskutiert vielleicht ist das gerade der Grund dass ich es nicht erwähne.

22.9.37

In Berlin ist Verdunklungsübung. Acht Tage lang scheucht kein Lampenschein die gespenstischen Schatten von dem steinernen Gebein der Häuser. Ein eigenartiges Gefühl durch die Strassen zu gehen und die Menschen nicht erkennen zu können, an deren Kleider Deine Hand streift und deren Atem sich mit dem Deinen

⁴ In der Senne, einer Heidelandschaft in der Nähe Paderborns, befindet sich seit 1891 ein großer Truppenübungsplatz.

⁵ Die von Großbritannien eingesetzte »Peel-Kommission« entwickelte 1937 den Plan der Teilung Palästinas zwischen Juden und Arabern.

menget. Stumm rollen die Fahrzeuge an mir vorüber. Kleine Lichtpunkte nur machen sie kenntlich. Auf dem Wasser lagern weisse Flecken. Ich erkenne nicht sogleich dass es Schwäne sind. Ich gehe mit zwei Chawerot⁶ durch eine Strasse. Lautlos und dunkel ziehen die Häuser an mir vorüber. Manchmal nur zwängt sich zwischen einem Spalt ein Lichtstreifen hindurch. So ist das Leben doch nicht tot. Es ist nur aus der Strasse in versteckte Winkel geflohen. Die wenigen Strassenlämpchen sind verhängt, um sie von oben her unsichtbar zu machen. Ein Licht nur, der Mond, giesst seine kalte Lichtfülle frei über die Stadt aus. Er teilt die Strasse durch die wir gehen in einen hellen und in einen dunklen Streifen. Aber das helle Band, welches an der einen Häuserreihe entlangläuft ist bleich wie das Antlitz eines Kranken. Durch den grauschwarz getönten Himmel laufen breite Lichtbündel. Sie streichen langsam über den dunklen Grund hin. Wo sie sich schneiden, flammt es grell auf. Sie suchen nach Fliegern. Wenn es ihnen glückt, ein Flugzeug in ihren Schnittpunkt zu zwingen, saugen sie sich an ihm fest. Wie ich so durch die dunkle Stadt gehe, denke ich daran, was wohl kommen mag.

28.9.37

Es scheint, dass wir deutschen Juden schon zu viel von bürgerlicher Satttheit in uns aufgenommen hatten zu viel von dem giftigen Atem, der es aufgegeben hatte zu kämpfen um das Errungene nicht zu gefährden. So ist ihre Reaktion auf das Gegenwärtige denn eine bleierne Tatenlosigkeit oder ein »Sauve qui peut.« Das Gegenwärtige hängt wie ein Felsblock über ihnen und wenn sie erschreckt die Augen öffnen, dann stieren sie immer auf den gleichen grauen Stein und in ihr Bewusstsein geht allmählich das Wissen ein, dass dieses allein die Wahr-

⁶ Kameradinnen (besonders unter Zionisten).

heit ist, der man sich anpassen muss. Alles andere, wovon Laute zu ihnen dringen, so denken sie mag schön sein, märchenhaft schön, aber es ist doch nur ein Traumgebilde und wir leben in einer Wirklichkeit, wo für Phantasien kein Platz mehr ist.

Wir im Bund stehen gemeinsam mit dem gesamten deutschen Judentum unter dem gleichen ökonomischen und kulturellen Druck, aber man sollte meinen, dass wir uns dank unseres Wollens seelische Spannkraft bewahrt hätten, die nötig ist für den Kampf den wir führen wollen und für das Werk an dem wir mithelfen.

Statt dessen sehen wir bei uns eine tiefe Haltlosigkeit, die in ihren verschiedenen Formen täglich vor uns hintritt.

Man ist müde immer wieder dieselben Ssichoth⁷ zu hören über das Ziel, über die Wege seiner Verwirklichung. Aber man macht nur selten den Versuch den Stoff den man immer wieder mit den Ohren aufnimmt zu nutzen, um so zur Klärung der eigenen Meinung zu kommen, man macht oftmals nicht einmal die Anstrengung, den Stoff, der ja immer nur bruchstückartig in Arbeitsgemeinschaften und auf Lägern vermittelt werden kann durch Eigenarbeit zu vertiefen und abzurunden. [...]

Wenn wir wirklich zu einem Faktor werden wollen, der das seinige zum Bau beitragen kann, dann müssen wir die Wurzeln all der Missstände aufzudecken suchen die wir im Bund und in uns selbst teilweise [ver]deckt, vorfinden. Weder dürfen die Schwierigkeiten dieses Unterfangens stören, noch Ereignisse des Tages uns hiervon ablenken.

20.4.38

Es ist eine schwere aber interessante Zeit, in der wir leben. Wer Augen hat, der sieht, wie im Kräftespiel der Staaten zwei Ideen miteinander ringen. Aber wir sind

⁷ Ssichoth: Gespräche.

nicht nur Zuschauer. Das eigene Leben ist der Preis, den wir zahlen.

Ich habe mich heute morgen nunmehr endgültig entschlossen. Ich werde das Drama an Martin Buber⁸ senden und ihn um seine Kritik bitten, da jetzt, wo er drüben ist kaum mehr Aussicht besteht, dass ich ihm irgendwo einmal auf einem Lager begegne. Und ich muss endlich einmal ein authentisches Urteil hören, damit es mir, wie es auch ausfalle, Antrieb zur Weiterarbeit gibt. Ich selbst glaube dass »Debora und Barak« trotz der Mängel, die ihm anhaften und die ich sehe und trotz der Mängel die ich nicht sehe, nicht allzu schlecht ist. Aber jetzt Schluss, jetzt wird Arabisch gelernt!!

9.5.38

Werde ich meinen Eltern sagen, dass ich zur Alijah gehe oder nicht? Wenn ich es ihnen nicht sage, sondern erzähle, dass ich eine Palästina-reise mache und dann nach einem Vierteljahr schreibe, dass ich dort bleibe, wissen sie schon dass ich mich eingelebt habe. Andererseits werden sie sich vielleicht immer grämen, dass sie sich nicht von mir verabschieden konnten. Ich weiss nicht wie ich es machen soll, damit es Mutters Gesundheit nicht schadet.

Ich will vorwärts! Das bedeutet ich will von jetzt an den Ehrgeiz nicht mehr so verachten wie bisher. Stell dich hinein und prüfe deine Kräfte. Aber sei ehrlich, Dir selbst gegenüber völlig, andern gegenüber soweit wie möglich.

⁸ Martin Buber (1878-1965), Religionswissenschaftler, Schriftsteller, seit 1938 in Israel.

17.5.38

Wenn ich es vermöchte, würde ich vielleicht das Schreiben unterlassen, nur um den furchtbaren sogar körperlich empfundenen Qualen zu entgehen. Es ist der Drang, den Zwang los zu werden, der dazu zwingt, weiter zu schreiben. Nichts von jener Freude, die, wie ich früher glaubte, ein Mensch empfinden muss, der seine Gedanken niederzuschreiben vermag. Diese Freude stellt sich nicht einmal beim Durchlesen des abgeschlossenen ein. Da setzt dann die Kritik ein, die zu urteilen vermag, als wäre das Geschriebene nicht ein Stück meines Selbst.

26.10.38

Was wird werden?? Ich frage nicht nach meinem Schicksal, denn das eigene Leben erscheint mir zuweilen immer wieder wie ein Traum, aber mir ist bang um die Zukunft für den zerrütteten Haufen der Juden hier, den die Zeit unerbittlich weiterrückt in die Dürre und in die Nacht, in ihr Elend. Ich erschrecke, wie stumpf ich geworden bin, ich sehe und weiss, aber ich schreie nicht, denn ich habe ja noch zu essen und zu mir sind die Leute manchmal noch anständig, weil sie nicht wissen, dass ich Jüdin bin oder weil sie gedankenlos sind. Welch ein Hohn! Aber was soll ich tun? Ist nicht der einzige Weg, die Zähne zusammenzubeissen und auf dem engen düsteren Steg zu gehen, als wandle man in einem sonnigen Garten, wenn man auch weiss, dass zu beiden Seiten das Moor begierig gurgelt? Ich will noch für die Schule arbeiten und tun als gäbe es um mich herum keine Welt, die schüttert ist von vulkanischem Feuer, denn wir Juden sind ja nur der Seismograph der Welt, an dem sich ihre Erschütterungen besonders deutlich zeigen. Immer noch Kopfschmerzen, aber zumeist nicht ganztägig.

*Symbole und »Symptome jener Finsternis«:
Die Pogromnacht 1938*

Aus den Tagebüchern vom November 1938

8.11.38

Um zu erleben, was Geschichte ist, muss man Jude sein.⁹
Wird man es uns entgelten lassen, dass einer sich vergass?
Wird es ein morgen geben und wenn, wie wird es aussehen.

Ich bitte nicht um viel, nur darum, dass die Juden, die hierbleiben müssen zu essen und Frieden haben möchten. Aber ich fürchte nicht einmal das wird sein.

Kristall und Schäferhund

Die Synagogen brannten. Innen mit Petroleum angezündet, außen kunstgerecht mit Löschgeräten kaltgehalten, stiegen ihre Flammen in allen Städten und in allen Dörfern Deutschlands in den Novemberhimmel auf. Sie sollten als Symbole dienen, und zu Symbolen wurden sie.

Der Beginn war ruhig und friedlich. Unheimlich so, wenn ich jetzt daran denke. Stahlblau spannte sich der

⁹ Jenny Rosenbaum erwägt die Folgen des Attentats, das der Jude Herschel Grynszpan in Paris einen Tag zuvor (7.11.1938) auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath verübt hatte. Am 9. November starb vom Rath. Die Nationalsozialisten nutzten das Attentat für ihre propagandistischen Zwecke und inszenierten eine »spontane« Empörung der Bevölkerung. In der so genannten »Reichskristallnacht« wurden in ganz Deutschland Synagogen angezündet und zerstört, jüdische Geschäfte und Einrichtungen beschmiert, zertrümmert und geplündert sowie mehrere Zehntausend jüdische Männer verhaftet und zum größeren Teil für Wochen in Konzentrationslager verschleppt. Viele Menschen wurden ermordet.

Himmel über die Alleen der Bäume. Ich saß im Park auf meinem Lieblingsplatz unter der alten Eiche am Ende einer schmalen Gasse, die umstanden war von Sträuchern. Es waren Fliederbüsche. Ich entsinne mich. Ich wußte, daß es Fliederbüsche waren. Ich hatte sie im Frühling blühen sehen, in Rot und Lilablau und einen, den neben meiner Bank, in vollen weißen Dolden. Auch in dem kleinen Garten meines Elternhauses am Bache blühte der Flieder. Ich erinnere mich noch daran.

Es war so still, ich hätte vergessen können, daß ich mich in einer großen Stadt befand und daß es Spätherbst war, beinahe Winter schon, wenn hinter dem unregelmäßig schwarzen Gitter der Geäste sich nicht die Autobahn breitspurig und steif entlanggezogen hätte. Doch sie war weit von mir entfernt. Vom Knattern der Motoren blieb nur ein Brummen wie das Summen von Bienen, wenn sie im Sommer von einem Blütenkelch zum andern taumeln. Es war so friedlich, unheimlich friedlich, wenn ich jetzt daran denke.

Als ich zurückging – es dämmert früh in den Novembertagen – am Eingang zu der Stadtbahn, auf der Treppe, begegnete ich Männern in brauner Uniform. Sie trugen Standarten, rot mit weißem Feld und schwarz gehakten Kreuzen. Sie kamen von einer Kundgebung oder waren auf dem Weg dorthin. Sie fielen mir nicht auf, wenigstens nicht sogleich, nicht im Augenblicke des Begegnens. Fünf Jahre hatten mich an ihren Anblick schon gewöhnt, an sie und an die Lieder ihres Hasses. »Wenn Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut.« Ich fand es vulgär. Doch ich glaubte nicht daran, daß sie es wirklich meinten. Nicht bis zu jenem Tage.

Ich schloß die Tür auf. Ich sumnte eine Melodie. Meine Gedanken weilten noch im Park. Ich dachte an die gelbschnäbelige Amsel, die der Wind in dem gedörrten Laub der Eiche jetzt in den Schlaf wiegte. Die Frau, bei der ich wohnte, kam mir entgegen. Sie begrüßte mich

nicht wie gewöhnlich mit der Tageszeit. Ich bemerkte es nicht sogleich. Ich war versponnen in mein Sinnen. Erst in dem Licht der Stube sah ich die rotgeweinten Augen. Sie hatten ihren Mann verhaftet. In Schutzhaft genommen. So nannten sie es doch.

Es klingelte. Sie zuckte zusammen. Auch ich erschrak. Doch es war nur die Schneiderin, eine Finnin. Sie wußte, was geschehen war. Viele Juden waren verhaftet worden. So ist das immer, sagte sie, immer verfolgt man die Minorität. Auch meinem Bruder ist es geschehen. Nicht hier, in einem andern Land. Ich war ihr dankbar, daß sie kein billiges Mitleid bot. Wir standen eine Weile stumm am Fenster. Unter uns, es war ein hohes Haus, lagen die Schatten der Dächer, umwunden von den Lichtperlen der Nacht. Im Süden zuckte unruhig ein heller Schein. Die Synagogen brennen, sagte sie. Dann ging sie fort. Es wurde eine lange Nacht.

Am Morgen stand ich auf, versuchte so zu tun, als sei es ein Tag wie alle andern. Ich wusch mich, zog mich an, bereitete mein Frühstück vor und ging zur Arbeit. Ich fand das Büro verschlossen. Der Hausmeister zuckte die Achseln. Es sind Juden, sagte er und fügte nichts hinzu. Ich ging zurück. Die Frau war nicht zu Hause. Sicher versuchte sie, Auskunft zu erlangen über den Verbleib des Mannes. Ich setzte mich an meinen Tisch und nahm ein Buch vor. Wie oft hatte ich nicht davon geträumt, eines Morgens das Büro versperrt zu finden und Zeit zu haben, statt Briefe einzuordnen, Hebräisch und Palästinakunde zu lernen, nachzuholen, was mir, die ich so weit von alledem entfernt gewesen war, fehlte. Doch die Luft im Zimmer bedrückte mich. Drei-, viermal las ich den gleichen Satz und wußte nicht, was ich gelesen hatte.

Schließlich zog ich meinen Mantel an und ging hinaus. Er hatte breite Kragenaufschläge, die der Mode schon längst nicht mehr entsprachen, war grün in grau gesprenkelt und sehr schäbig. Die Quersfäden an seiner

linken Seite, dort wo ich die Büchermappe zu tragen pflegte, waren aufgerieben. Ich hatte ihn nicht gerade kunstvoll gestopft, und auch die Farben paßten nicht genau. Ich ging ohne Ziel und ohne Richtung. Ich gelangte zu einem runden Platz. Straßenbahnen fuhren. Kraftfahrzeuge und Räder umstrudelten das Denkmal in seiner Mitte, einen kriegerisch behelmten Reiter, dessen bronzeglattes Pferd nicht müde wurde, sich aufzubäumen. Um sie herum zog sich das Band der Fußgänger, und hinter ihnen stand der Ring der Häuser, geprägt vom Wetter und dem Verlauf der Jahre, doch unbeeindruckt vom Wechsel der Regime. Zwischen ihnen wirbelte der Lärm, Rasseln eiserner Schienen, Dröhnen der Motoren, Hupen und das Knirschen plötzlich angezogener Bremsen. Über ihnen schwankten bleich die Wolken, erhellt von einer unsichtbaren Sonne. Daran erinnere ich mich noch.

Ich überquerte den Platz. Ich bog in eine der vielen Straßen ein, willkürlich, ohne zu ahnen, warum ich gerade diese wählte. Paradereien gleichgültiger Fenster unter den Höckern angeklebter Stuckdreiecke zogen an mir vorbei. Über einigen waren die Jalousien herabgelassen. Das fiel mir auf. Es ist natürlich möglich, daß es nur Zufall war. Auch die Fassade, deren Dach in Stufen zu ihrem First emporkletterte, fiel mir auf. Sie erinnerte mich an das Rathaus in unserm Städtchen. Jungfrauen aus Stein und ohne Unterleib trugen die Last eines Balkons auf ihren Rücken. Geschäfte für elektrische Geräte, Pumpen, Kleider, Hüte, Schirme, Unterwäsche, Lebensmittel, Autoersatzteile, Weine und ich weiß nicht, wofür sonst noch, drängten sich so eng wie möglich aneinander, um jeden Zentimeter Platz zu nützen. Sie zeigten Schriften über ihren Schaufenstern wie in den Städten aller Länder. Doch hier und dort stand auf den Scheiben – niemand konnte behaupten, er habe nicht gesehen – in bleichen weißen, stets sich gleichenden

Buchstaben die Benennung eines Inhabers mit den für Juden vorgeschriebenen zusätzlichen Namen »Sara« oder »Israel«. Hastende Menschen, eilende Maschinen wie in den großen Städten aller Länder. Sie alle strebten irgendwelchen Zielen zu. Nur ich ging ohne Eile, ohne Ziel durch diesen frostig trüben Morgen. Ich fühlte seine Kälte nicht, obwohl der Mantel mich nur wenig vor ihr schützte. Ich las sie ab an den Gesichtern der mir Begegnenden. Ich dachte an die in Brand gesteckten Synagogen, an die in Lager transportierten Männer. Ich dachte, ohne jedoch richtig zu begreifen, merkwürdig von mir selber abgelöst.

Kurz hinter dem Haus mit dem Treppengiebel und den steinernen Jungfrauen ohne Unterleib stauten sich Menschen. Ein Zusammenstoß, ein Verkehrsunfall, dachte ich und wollte schon in eine Gasse ausweichen, denn ich verabscheue den Anblick blutbesudelter Körperteile. Da bemerkte ich, daß sich die Masse rhythmisch im Takt vor und zurück bewegte wie der Kolben einer Lokomotive. Sie weckte meine Neugier. Ich näherte mich. »Weitergehen! Sie stören den Verkehr. Nicht stehenbleiben! Weitergehen, Sie stören den Verkehr!« Ich sah einen Mund, der sich bewegte, einen Unterkiefer, der monoton herabfiel. Er gehörte zu einem Mann in der Uniform der Polizisten. Blau war sie, so glaube ich. Ja, sie muß blau gewesen sein. Polizisten trugen blaue Uniformen. Regungslos stand er, den Rücken nah der Hauswand. Doch er lehnte sich nicht an. Vielleicht verstieß es gegen seine Dienstvorschrift sich anzulehnen. Seine Augen waren geradeaus gerichtet. Sie schauten nirgendswohin. Ich erkannte es, als ich vorbeiging und sein Blickfeld durchschnitt. Auch an der andern Seite des Geschäftes stand ein Mann in der gleichen Uniform und genauso regungslos. Zwischen ihnen auf dem Schaufenster – niemand konnte behaupten, er hätte nicht gesehen – in Augenhöhe erkannte ich die Reste der bleichen weißen

Buchstaben. »Weitergehen! Sie stören den Verkehr«, plärrten die Statuen der Polizisten. Zwischen ihnen bewegte sich der Menschenhammer vor und zurück. Sie hielten einen langen Balken, wie man sie zur Konstruktion von Giebeldächern benutzt. Jedem Vorstoß folgte ein Klirren und jedem Klirren ein Schrei, gebündelte, schon etwas heisere Verzückung. »Nicht stehenbleiben, alle weitergehen!« schnarrte der Mund. Er allein in der steifen mit Uniform behangenen Figur bewegte sich. Die Passanten gingen weiter. Sie warfen einen raschen Blick zur Seite und entfernten sich. Niemand sah zu. Wer stehenblieb, tat mit. Ich war der einzige Gaffer.

Jetzt torkelte die Wachspuppe im Schaufenster. Ihr Fuß mit beigem Seidenstrumpf und elegantem Stöckelschuh zerbrach. Im Fall riß sie ein Brett mit sich. Schuhe taumelten herab, wildlederne und blank polierte, Regenschiefel und Pantoffeln, vergoldete Sandalen, bunte Kinderschuhe. Wieder stieß der gelbe Balken vor. Sie stöhnten vor Anstrengung und Lust. Unter der Wucht des Stoßes wankte die Scheidewand und brach. Stapel weißer Kästen wurden sichtbar. Das war ihr Zeichen. Die fest geballte Masse lockerte sich auf. Sie teilte sich in voneinander abgehobene Gestalten. Eine suchte die andere zu verdrängen. Eine Schulter schob die andere zurück. Sie rissen einander um und kümmerten sich nicht um die Schreie der Strauchelnden.

Mob, sagen Sie verächtlich. Vielleicht. Doch auch Mob sind Menschen wie Sie und ich. Im Geiste sah ich sie, wie sie am Tage werkten und in den Nächten die Zeremonien des Liebens vollzogen. Ich sah sie in den tausendfältigen Situationen, von denen jede ein Splitter war in dem Kaleidoskop ihres Lebens, sie, die jetzt aller Hemmungen entbunden vorwärts drängten, um zu zerstören und zu plündern. Sie waren die Akteure einer von unsichtbaren Regisseuren inszenierten Handlung. Die

Regisseure blieben durchaus gesellschaftsfähig. Das geben Sie doch zu.

Die Augen unter den zerzausten Haaren flackerten in ihrer wilden Gier. Unter den ausgefranst und durchriebenen Jacken erahnte ich das Zittern ihrer Leiber. Sie zwängten sich voran. Sie behinderten einander. »Alle weitergehen!« schnarrte die monotone Stimme des Polizisten. Ich höre sie wie jetzt. Die Dicke mit dem wasserblonden Haar unter der schief gerückten Baskenmütze riß die geballte Faust hoch. Nackt stieß ihr feister Arm aus der Jackenhülle. Aufdringlich wie das Riesenglied eines erregten Mannes gleißte er in der von warmem Atem wabernden Luft. Die Backen, überpudert oder auch nur matt und bläulich angelaufen von Kälte und Erregung, hingen lose herab und wackelten. Die Brüste aber stachen prall aus dem eng anliegenden Gewebe des Pullovers. Sie warf den Kopf zurück. Sie entblößte lange Schneidezähne. Sie schrie. Ich verstand nicht, was sie schrie. Ich hörte nur, daß andere Stimmen »bravo« riefen. Sie stemmte die Wucht ihres massigen Leibes gegen die widerwillig Weichenden. Sie war die erste, die das Ziel erreichte und ein Paar feuergelbe Tanzsandalen in ihren aufgedunsenen Händen schwenkte. Hinter ihr ergossen die Leiber sich wie eine dickflüssige Masse in den Laden. Nicht das Besitzen, das Erreichen und Vernichten waren ihnen wichtig. Ich sah sie nachher sich blutig schlagen um einen linken, einen rechten Schuh. Doch noch nicht jetzt. In diesen Augenblicken ihres Vorwärtsstürmens kannten sie nur die Bessenseheit des zur Orgie gesteigerten mutwilligen Vernichtens. »Alle weitergehen! Sie stören den Verkehr«, plärrte der Mund über der blauen Uniform. Und die Passanten gingen weiter.

Nur ich stand still. Ich stand und schaute. Ich weiß nicht mehr wie lange. »Warum gehen Sie nicht endlich?« wandte der Polizist sich plötzlich zu mir um. Ich begeg-

nete den Augen. Sie waren grau und leer. Wie die Löcher in einem Felsen, von denen man nicht weiß, ob sie flach und schal sind oder tief in das Gestein hineinführen. »Ich störe niemand. Ich habe ein Recht, hier zu stehen«, sagte ich, obwohl ich genau wußte, daß ich kein Recht mehr hatte. Er widersprach mir nicht. Er schien den gelben auf meiner Stirne eingebrannten Flecken nicht zu bemerken, der mich, so glaubte ich, für alle sichtbar kennzeichnete, so wie die gelben Schilder an den Wohnungen, in denen Juden wohnten, so wie die weißen Buchstaben auf dem Glas der Schaufenster. Doch es war ja noch vor der Zeit der gelben Sterne. »Gehen Sie«, sagte er streng, »es ist vorbei. Nehmen Sie sich ein Paar Schuhe, wenn Sie wollen. Dort hinten in der Ecke unter dem Seidenpapier haben die Leute eines übersehen. Nehmen Sie es, wenn Sie wollen. Es kommt auf ein paar Schuhe nicht mehr an.« Und als ich mich nicht bewegte, fügte er hinzu: »Sie müssen wirklich gehen. Hören Sie? Was geschieht, geschieht, ist vorbei und abgetan.« Er hatte recht. Was geschieht, geschieht. Nur daß es vorbei und abgetan ist, darin irrte er. Nicht solange wir leben. Ich ging zurück, ging durch die gleichen Straßen wie vorher, vorbei an den gleichen verrußten Häusern, den gleichen Litfaßsäulen und Geschäften, über den runden Platz, den die Kraftfahrzeuge noch immer wie ein Karussell umfuhren, vorbei an seinen Ampeln und an dem Bronzepferd, das sich noch immer bäumte. Die gleichen Straßen? Die gleichen Häuser? Es waren nicht mehr die gleichen Straßen. Auch nicht die gleichen Menschen. Es waren nur noch bemalte Kulissen und Legionen entrückter Augen in zu Marionetten entfremdeten Gesichtern. Ich ging und ging. Von weither kam der Wind und blies durch meinen abgetragenen Mantel. [...]

(Entstanden 1963)

Nach dem Sturm

Und wieder ist es wie zu allen Stunden,
im Herbstlicht brennt das jäh entflammte Land.
Die Buchen, einst vom Sommer grün umwunden,
verstreuen Funken auf den fahlen Sand.

Und Liebesleute wandeln eng umschlungen
auf Pfaden die im Dickicht stumm versickern,
und vor den Häusern spielen kleine Jungen
mit Reifen und mit blanken Knickern.

So ist es denn grad wie an andern Tagen,
nur daß die Kugeln heute silbern sind
und gestern noch in einem Bethaus lagen
auf heiligen Rollen in geweihtem Spind.

Paderborn 13.11.38

Aus den Tagebüchern vom November 1938

Paderborn, 17.11.38

Morgen abend bin ich schon 8 Tage zu Hause¹⁰ und noch nicht zur Besinnung gekommen. Der Begriff der Zeit verfließt in unbestimmte Nebel. Ich kann weder rückwärts noch vorwärts schauen. Nur der gegenwärtige Augenblick mit seinen unerbittlichen Forderungen scheint wahr zu sein. Es scheint, dass ein Übermass an Leid den Menschen mit einer Oelschicht bestreicht, daran [ein] Zuviel an Schmerz abperlt. Mutter aber hat

¹⁰ Da Jenny Rosenbaum ihre Eltern am 10.11.1938 telefonisch nicht erreichen konnte, fuhr sie am folgenden Tag mit dem Zug nach Hause, um ihrer Familie beizustehen.

diese Schutzschicht kaum. Sie ist zerbrochen. Die vorangegangenen Monate haben sie zu sehr zermürbt gehabt. Wenn nur Vater und die andern erst wieder da wären.¹¹

Deportationen: Chronistin zwischen Depression und Immigration

Aus den Tagebüchern vom Oktober 1938

29.10.38

Nur schwer kann ich mich zum Arbeiten zwingen. Meine Gedanken gleiten immer ab. Wo mögen sie jetzt sein, die man gestern von hier forttransportiert hat, an der Grenze, in Polen oder wo.¹² – Draussen regnet es und die Nässe lässt die am Boden liegenden Blätter verfaulen. Erst jetzt habe ich das Gefühl vom Herbst als Vorstufe zum Winter. Zwei Bilder tauchen vor mir auf in eigenartiger Verschlingung. Beide sind sie plötzlich für Augenblicke vor mir aufgetaucht und ebenso schnell wieder zerflossen. Aber in meinem Gedächtnis werden sie haften, so lange ich eben ein Gedächtnis habe. Ich war noch ein Kind und ging über den Marktplatz. Da tauchte auf der gegenüberliegenden Strassenseite ein Zug von bunten abgerissenen Gestalten auf mit schwarzen Haaren und ausgedörrten Gesichtern. Der Strassenlärm wallte vor ihnen zurück und bildete eine unsichtbare hohe

¹¹ Jenny Rosenbaums Vater Moritz, ihr Onkel Sally und dessen Sohn Ludwig wurden nach der Pogromnacht am 10. November verhaftet und am folgenden Tag in das KZ Buchenwald verschleppt. Das genaue Datum der Freilassung ist nicht bekannt (zwischen dem 17. und 24.11.1938).

¹² Bei der »Polen-Aktion« wurden am 27./28. Oktober 1938 ca. 17.000 in Deutschland lebende Juden polnischer Staatsangehörigkeit verhaftet und über die Grenze nach Polen abgeschoben. Da die polnische Regierung sich weigerte, diese aufzunehmen, wurden sie im Lager Sponzin auf polnischem Territorium untergebracht.

Mauer. Zwischen ihr und der Häuserfront schritt der Zug hindurch, Männer, Frauen, Kinder, bepackt mit Bündeln. Etwas lähmte mich, etwas entsetzte mich. Was es war, weiss ich nicht zu sagen. Aber immer wenn ich jetzt an uns Juden denke, dann ist dieses Bild da, obwohl es keine Juden waren.

Das andere Bild ist hier aus dem Zoo, der Wolf in seinem Käfig. Es war an einem Tag an dem es früh dunkelte und ich noch im Dunkeln zwischen den Käfigen einherschritt. Vor dem Käfig des Wolfes blieb ich minutenlang wie angewurzelt stehen. Unaufhörlich strich das Tier an den Stäben vorbei und immer in gleicher Höhe glühten die gelben Augen aus dem Dunkel. Ich fühlte ihr Blick ging an mir vorbei in eine Ferne die ich nicht kannte, diese Blicke, aus denen bezungene aber dennoch nicht zerrissene Wildheit sprach. Von diesen Blicken habe ich in mich aufgenommen.

31.10.38

Immer schau ich euch im Geist am Stacheldrahte, der sich längs der Grenze zieht, graue gramgebückte elende Gestalten, die ihr fröstelnd in dem feuchten Herbsttag wartet. Nicht mit Liebe habt ihr euren Blick zurückgewendet, aber Gram erfüllt den Blick vor dem, was vor euch liegt. – Und andere sehe ich jenseits des Drahtes. Sie irren durch die Nässe ohne Brot, denn aus den Dörfern, die sie fremd durchstreichen grient nur das Elend ihnen zu. – Und wieder andere auf unsrer Seite, sie wandern nun zurück an jene Stätten, woher man sie geholt. Sie ziehen durch die Nacht und wissen nicht, was morgen sein wird. – Wohl weiss ich, dass nicht alle gleiches Schicksal tragen, doch euch ihr Elenden, euch bin ich Schwester, ich bin euresgleichen. Im Überfluss des allgemeinen Leides kann ich das eigne Leid ertränken

Die polnischen Juden

Alles Licht ist jäh zerstoßen
grau umzieht der Nebel mich
und in ihn hinein verwoben
ist ein Bild so fürchterlich.

Ja, das Bild, das mit den Wunden
sich vor meiner Seele ballt,
weiß mich immer aufzufinden,
wenn der Sturm das Land durchhallt.

Lautlos mit gesenkten Blicken
ziehen Kinder, Männer, Greise
eng gepreßt, Gesicht an Rücken
immer in der gleichen Weise.

Einer Schar von müden Tieren
gleich durchtritten sie die Nacht,
und am Wegesrand krepieren,
die der Hunger schwach gemacht.

Mienen von versteintem Leide,
Augen mit erloschener Glut,
schmutzig, in zerlumptem Kleide
und an ihren Schläfen Blut.

Immer seh ich euch, ihr Brüder
auf dem Marsch im Niemandsland,
immer kehrt das Bild mir wieder
wie mit Weißglut eingebrannt.

Bln. 14.11.39.

Zwei Inschriften

Zwei Gebäude, die einander gleichen. Vier Stockwerke das linke, vier das rechte. Zwölf Fenster jede Reihe. Steinvorsprünge an beiden Seiten. Mauern aus rot gebrannten Backsteinen mit Mörtelsäumen, die grau sein mußten, doch von der Zeit geschwärzt wurden. Gleiche Mauern, gleiche Form und gleiche Fensterläden. Doch andere Bestimmungen. Kloster links, Waisenhaus rechts. Christliches Kloster, jüdisches Waisenhaus. Feste Gartenmauer unterscheidet zwischen Rasen hier und Rasen drüben. Feste und hohe Gartenmauer. Nicht hoch genug, um Überblicke zu verhindern. Vom zweiten Stockwerk an ist Einsicht möglich. Einsicht und die Erkenntnis, daß der Grat der Mauer mit Glasscherben bestreut ist, um Begegnung zu verhindern. Zweck wird vereitelt durch ein Tor. Ein kleines, unscheinbares und verschlossenes Tor. Aber immerhin ein Tor. Hinter den Gebäuden am Ende der beiden Gärten eine Öffnung in der Wand, die sie gemeinsam haben und die sie voneinander scheidet, bevor sie mit scharfem Knick nach rechts und links in separate Mauern ausläuft. Pfad der hindurchführte ist längst mit Brennesseln verwachsen. Lücken zwischen den Stäben ermöglichen, daß Hände sich noch erreichen. Vom dritten Stock an kann man die Mauer ignorieren, auch den Zwischenraum, wenn man statt unter sich auf die Gesichter in den Fenstern gegenüber schaut. Fäden führen hinüber und herüber. Dicke Telefonleitungen, elektrische Drähte, Fäden von Spinnweben und solche, noch feiner gesponnen, die kaum sichtbar werden. Über den zwei Portalen, die zur Straße führen, zwei Inschriften in Goldbuchstaben. »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, lautet die eine, »We'ahawta

lere'acha kamocha«¹³, die andere. Das gleiche Bibelwort. Ein Zufall? Kein Zufall.

Eines Tages bleiben die Fensterläden im linken Haus verschlossen. Sie öffnen sich nicht mehr. Die Fäden hängen schlaff über der Mauer. Nur manchmal ein Augenpaar hinter einer Ritze in dem Holz. Eines Morgens erscheinen Gestalten in der Straße. Sie tragen Wollmäntel, obwohl Sommer ist und schleppen Koffer wie auf Bahnstationen. Sie gehen in den Hof durch das Tor aus Schmiedeeisen vor dem Portal. Und nachher kommen Lastwagen mit grauen Zeltplanen, die nicht dem Schutze gegen Regen dienen. Nicht gegen Regen und nicht gegen Wind und Sonne. Männer, Frauen, Kinder mit Rucksäcken und Koffern. Sie stellen sich in Reih und Glied auf. Was sie gemeinsam haben? Sie tragen alle auf den Mänteln zackige gelbe Flecken und darauf in dunklen Schnörkeln das gleiche Wort. Sie ordnen sich auf Befehl einer Person in schwarzen Stiefeln und brauner Uniform. Eine Liste wird verlesen. Namen werden aufgerufen. Eine nach der andern klettern die Gestalten in die Lastwagen. Eine nach der andern verschwinden sie unter der grauen Zeltplane. Eines nach dem andern entfernen sich die Fahrzeuge. Ein paar Tage später. Der gleiche Vorgang. Gestalten treffen ein mit Koffern, Rucksäcken und gelben Flecken auf den Mänteln. Lastwagen. Appelle. Einsteigen. Abfahrt. Eine Woche darauf. Wieder die gleiche Prozedur. Die Augen hinter der Ritze in dem Holz sehen es. Sie müssen es sehen. Oder sehen sie es nicht, weil sie es nicht sehen wollen? Auch daß eines Tages die Tür des Nachbarhauses aufgeht und die Kinder, die dort wohnen, auch sie mit Rucksäcken und gelben Sternen, sich vor dem Gitter aus Schmiedeeisen in einer Reihe aufstellen, können sie beobachten, wenn

¹³ 3. Buch Mose (Wajikra/Levitikus) Kap. 19:18 »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn ich bin der HERR.«

sie es wollen. Es war vorauszusehen, daß, was geschah, geschehen würde, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen... Im Schutz der Dunkelheit knarrt ein Schlüssel in dem Schloß des Tores in der Gartenmauer. Jemand huscht hinüber. Gebt uns ein Kind, ein kleines Kind, eines, das sich durch Sprechen noch nicht verraten kann. Wir werden es retten und für euch bewahren. Kein Schlüssel drehte sich im Schloß. Keine Stimme hat gesprochen. Solche Taten kann man nicht verlangen. Sie würden sich gefährden, sich und ihre Gemeinschaft. Nein, man kann sie nicht verlangen. Nur unverlangt können sie getan werden. Andere haben sie unverlangt getan. Appell, Befehle, Listen, Verfrachtung in Lastwagen. Alles verläuft exakt nach Plan. Nur daß es nötig ist, die Gestalten dieses Mal, weil sie so klein sind, wie Pakete hochzureichen. »Wir machen einen Ausflug«, sagt die eine der Begleiterinnen. Sie trägt ein Kind auf dem Arm und hält ein anderes an der Hand. »Ihr braucht euch nicht zu fürchten. In ein paar Tagen kehren wir zurück.« Die hinter den geschlossenen Läden hören die Worte der Erzieherin und wissen, daß sie lügt. Sie würden es wissen, wenn sie wollten. Doch es ist leichter, nichts zu sehen, nichts zu hören. Motoren springen an. Sie fahren. Sie entfernen sich. Die Enden der Zeltplane flattern hoch. Kinderköpfe tauchen aus Dunkel auf. Die Enden flattern viele Tage. Es dauert lange, bis sie das Ziel der Fahrt erreichen. Einer überlebt und mit ihm der Bericht. Sonst ließe sich behaupten, es sei nur ein böser Traum. Frauen der Partei ziehen in das leere Haus ein. Über den Portalen in der Sommersonne blinken die goldenen Buchstaben der beiden Inschriften ›WE'AHAWTA LERE'ACHA KAMOCHA‹.

(Entstanden 10/1966)

Kennort: Berlin	
Kennnummer: 7 55 368	
Gültig bis: 31. Dezember 1944	
Name:	Rosenbaum
Vorname:	Jenny Sara
Geburtsort:	17. Februar 1912
Geburtsort:	Warschau, Polen
Beruf:	Lehrerin
Unterzeichnende Kennzeichen:	gelb
Beimstehende Kennzeichen:	rot
Bemerkungen: Keine	



Jenny Sara Rosenbaum
 (Inhaberin des Kennzeichens)
 Berlin - Gültig: den 31. Dezember 1939
 16. 3. 40.
 (Zuständige Behörde)
 3. 4. 40.
 (Unterschrift des ausfertigen Beamten)

Judenkennkarte für Jenny Sara Rosenbaum 1939

Aus den Tagebüchern von 1939

10.1.39

Wie soll ich die Qual nur ertragen. Es zwingt mich zu gestalten. Ich könnte es greifen, so bildhaft sehe ich es vor mir und doch, ich kann es noch nicht gestalten. Es erdrückt mich fast und will sich nicht lösen.

Manchmal erscheint es mir, als könnte es ein Leben nicht mehr für mich geben. Ich möchte anhalten und den Kopf senken wie ein Tier, das den tödlichen Streich empfängt. Oder ich habe die Empfindung, ich müsste immer weiter jagen durch den finsternen Schacht und niemals würde wieder das Licht aufdämmern. Dann wieder bäumt es sich stolz in mir auf, ich bin frei und niemand kann mich unfrei machen. O Qual, wirst Du jemals wieder enden? Ich weiss, Du bist mein Schicksal

als Jude, als Frau, als Mensch. Doch ich will mich nicht übermannen lassen von Dir. Ich will Herrscher in mir sein und Dich gestalten, so wie ich es will.

25.5.39¹⁴

Heute erhielten wir die Nachricht, dass in Breslau und Karlsruhe wieder Polenverhaftungen¹⁵ waren. Noch wissen wir nicht, was hier werden wird. – Ich ahne, dass mein Platz doch inmitten von Menschen und mit ihnen sich vollziehen müssen. Könnte ich den Zwang von mir schütteln, niederschreiben zu müssen, der immer über mir liegt, auch wenn ich wie augenblicklich nicht zu Form zusammenwachsen kann, mein Leben würde einfacher, ärmer an Verwicklungen sich vollziehen, wenn es auch wohl etwas dürftiger würde. Ich entginge dem Zwiespalt in zwei Sprachen leben zu müssen, in Deutsch und Hebräisch, vor dem ich Angst habe, denn ich bin ja keine von den ganz Grossen, denen die Materie gefüg-sam sein muss, weil ihr Geist ihr die Form einprägt, wie er sie will. Doch gibt es wohl keine Möglichkeit der Qual zu entfliehen, welche der Niederschrift jeder Zeile voranfließt. Käme ich drum nur endlich dazu, dieses mein Geschick ohne Gemurre auf mich zu nehmen. Lass es mich versuchen.

18.6.39

Nach aussen hin wirke ich selbstbewusst, wie leicht verwundbar ich aber bin, das weiss ich wohl nur allein.

¹⁴ Seit Ende April 1939 war Jenny Rosenbaum als Madrichah (Betreuerin) in dem Hachscharalager Schniebinchen (Niederlausitz) tätig.

¹⁵ Am 11. Mai 1939 erließen die NS-Behörden für noch in Deutschland verbliebene Juden polnischer Staatsangehörigkeit sowie staatenlose Juden ein Aufenthaltsverbot. In diesem Zusammenhang erfolgten die Verhaftungen in Breslau und Karlsruhe. Zur sog. »Polenaktion« vom Oktober 1938 vgl. auch den Kommentar zum 29.10.1938.

Mein Vater, der bei den Briefen von Zuhause zumeist nur die Adressen schreibt, hat folgendes unter den letzten Brief der Mutter geschrieben, »Deine Esche ist sehr gross und stark geworden, Gruss dein Vater.« Er meint die Esche, die ich vor ungefähr 10 Jahren in unseren kleinen Garten nahe dem Apfelbaum gepflanzt habe. Sie hat ihn längst überflügelt und ist bereits höher als das Haus, als das Haus, das sie jetzt verkaufen. Ich weiss, wie schwer ihnen die Trennung fällt.¹⁶

Auf einem nächtlichen Spaziergang durch die ausgedehnten Wälder – es war an dem Abend vor Alice W. Fortgang von hier, kam mir der Gedanke, man müsste einer späteren Generation Bericht geben in Form einer Chronik von dem inneren und äusseren Erleben hier. Unvorstellbar für jemanden, der es nicht selbst erlebt, dass das Leben weiterläuft, als gäbe es nicht die Frage, in welchem Land werden wir im kommenden Monat leben und was wird morgen sich hier ereignen. Ich erinnere mich, wie ich früher Augenzeugenberichte über die Verfolgungen während der Kreuzzüge oder über die Pogrome in Russland gelesen habe. Noch weiss ich nicht, ob und welche Form ein solcher Bericht, besser eine solche Chronik annehmen kann, aber ich will es wachsen lassen und es nicht aus dem Auge verlieren. – Auch die Menschen neben mir verlieren oft das Gefühl für das, was geschieht, vielleicht haben sie es auch noch niemals besessen, vielleicht gehört dazu ein Sinn, den man grob mit Geschichtssinn bezeichnen kann.

¹⁶ Das Haus der Familie Rosenbaum sollte ursprünglich bereits am 7.12.1938 für 33.000 Reichsmark an einen Paderborner Handwerker verkauft werden. Die Stadt Paderborn, die das Grundstück selbst nutzen wollte, legte dagegen beim zuständigen Paderborner Landrat Einspruch ein, dem stattgegeben wurde. Im Februar 1940 wurde das Haus für 30.000 RM von Moritz und Sally Rosenbaum an die Stadt verkauft. Das Gebäude wurde später durch Luftangriffe schwer beschädigt und nach dem Krieg abgerissen

4.9.39

Frieden im Krieg¹⁷, so könnte man über unser Leben hier schreiben. Wer weiss für wie lange noch. Manchmal ist es mir, als habe ein friedlicher Traum sich wie ein engmaschiges Netz um meine Glieder gezogen. Und ich spüre dumpf, dass ich mich davon freimachen muss. Dann wieder kriecht es wie Angst in mir empor, Angst vor dem, was ich nicht kenne. – [...]

Ich sollte Ende dieses Monats zur Alijah gehen. – Ich will versuchen in mir eine Welt aufzubauen, wo die Welt um mich herum zu wanken beginnt. Das ist ein kühner Satz, und da ich ihn niedergeschrieben habe, kommt er mir fast vermessen vor. Aber ich muss wohl in dieser Richtung hin arbeiten, wenn ich bestehen will vor mir selbst.

Triest¹⁸ 28.11.39

Ich werde nicht viel dazu kommen, Aufzeichnungen zu machen. Die Kinder nehmen meine ganze Kraft in Anspruch. Daran zu denken dass man auf der Brücke zwischen zwei Ländern steht, dazu bleibt kein Raum.

Heute war Triest zum ersten Male schön. Edi Grünschlag, der Transportbegleiter der Jugendaliyah Wien und ich waren zur Bahn gegangen, um den Rest des Berliner Transportes abzuholen. Dann kam ein Transport aus Prag mit 184 Leuten, vor deren Golusgesichtern ich erschrak. Gedanken an die Zukunft unseres Werkes wurden wach. Später um 1/3 Uhr nachts stiegen wir die Gassen zum Hafenviertel hinauf, denen Licht und Schat-

¹⁷ Am 1.9.1939 hatte durch den Angriff Deutschlands auf Polen der Zweite Weltkrieg begonnen.

¹⁸ Jenny Rosenbaum hatte im November 1939 die Genehmigung zur Ausreise erhalten. Sie verließ Deutschland am 26.11., als Leiterin eines Kindertransports. Die für die Alija zusammengestellten Gruppen reisten mit der Eisenbahn von Berlin nach Triest; von dort gab es aufgrund eines Abkommens mit dem Lloyd Triestino eine Schiffspassage nach Palästina.

ten verliehen [sic], die sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Oben, halbwegs des Berges, auf einem freien Platz vor Zypressen wurde der Blick frei weit hinaus aufs Meer und zwischen die winkeligen Gassen. Draussen im Meer ankert bereits die »Galiläa«. – Morgen fahre ich mit den Kindern zum castello miri de la mare¹⁹ hinaus. Es ist ½4 Uhr nacht.

¹⁹ Das Schloss »Miramare« (1856-1860 erbaut) befindet sich etwas außerhalb von Triest.

II. ALIJAH UND EINLEBEN IN PALÄSTINA (1939-1947)

Ankunft in der neuen Wirklichkeit: Zwischen Zionismus und Sozialismus

Aus den Tagebüchern vom Dezember 1939

Tel Awiw 15.12.39

Vorgestern waren es 8 Tage dass ich im Land war (am 5.12.). Man dringt sehr schnell in die Wirklichkeit ein. Man trinkt sich voll an der Schönheit und dem Ungewohnten, was es birgt, aber man sieht nackt und jeder Ideologie entkleidet die Schäden. Und da will es mir scheinen, als sei die Grundlage, nämlich die Wirtschaft faul.

17.12.39

Bereue ich ins Land gekommen zu sein, denn ich bin ja trotz allem gekommen, ohne das Gefühl zu haben, fliehen zu müssen? Nein. Auf dem Schiff überfiel mich plötzlich eine solche Angst vor dem Land, dass ich versucht war ins Wasser zu springen (damit ist eine wenig schöne Situation verbunden) hier aber (ich sitze gerade im Vorraum der Haawara²⁰ und weiss noch nicht ob ich für die nächsten Wochen auch nur einen Pfennig bekommen werde) hier wächst der Wille in mir stark zu werden (noch bin ich es nicht immer) und durchzuhalten meiner Aufgabe wegen, die ich in mir spüre. Ich hatte Angst, Erez Jisrael würde mich stumm machen. Jetzt weiss ich, es wird nicht so sein. Noch sehe ich

²⁰ Haawara: Transfer; Organisation zur Beschaffung der für die Einwanderung nach Palästina notwendigen Devisen.

nichts noch gestaltet sich nichts nur ein Stammeln ist in mir wortlos und tastend.

23.12.39

Es ist an der Zeit, wieder einmal mich selbst zu überprüfen und zu sehen, wo ich stehe. Seit 3 Wochen ungefähr bin ich aus Deutschland heraus. Aber von der so vielgepriesenen Freiheit (sog. Freiheit) merke ich kaum einen Hauch. Mein Begriff der Freiheit ist weitgehend gereinigt von phantastischen Vorstellungen. Eines aber kann und darf es nimmermehr bedeuten nämlich Zügellosigkeit und rücksichtslose Hervorkehrung des krassesten Egoismus. Noch bin ich nicht weit genug in das wirkliche Leben des Landes eingedrungen, noch kann ich nicht urteilen. Ich kann lediglich versuchen, Eindrücke zu sammeln. Ich weiss, dass es besser ist, hier nicht satt zu werden als in Deutschland wirtschaftlich gesichert zu leben. Und doch gibt es Umstände, die mir gerade das Leben hier sehr schwer machen. In Deutschland habe ich mich nicht so für alles verantwortlich gefühlt, was geschah (im Gegenteil). Hier aber unter Juden fühle ich mich irgendwie mit verantwortlich für das Gebaren der Einzelnen. Wenn das Wort »jüdisches Volk« keine Phrase ist, dann muss es irgendwie eine gemeinsame Verantwortlichkeit geben. Aber mehr und mehr wird mir klar, dass meine Auffassung in der Gola (als ob es hier nicht genau so gut Gola gäbe) richtig war, dass es die verschiedensten Interessengemeinschaften gibt, von denen das Volk auch eine sein mag oder vielmehr ist, dass es aber keine Gemeinsamkeit gibt, die ihren entscheidenden Stempel erhielte durch die Gemeinsamkeit des Blutes oder dessen, was Buber einmal Substanz genannt hat. Bewusster als ich es in Deutschland war, bin ich hier Sozialistin, aber mit dem verwässerten Sinn dieses Wortes will ich nichts gemein haben. Ich sehe, dass es richtig war, dieser Weltanschauung vor dem Zionismus den

Vorrang zu geben (wobei es eigentlich falsch ist, Zionismus als Weltanschauung anzusprechen, da es wohl möglich ist, die Welt sozialistisch, aber nicht, sie zionistisch zu sehen). Zionismus in Erez Jisrael ist und muss verschieden sein von dem Zionismus in der Gola. Dort ist er Sehnsucht und (wenn auch aktives und gestaltetes) Warten. Hier aber bedeutet es Gestaltung des Lebens und lässt dabei das »wie« offen. – Trotz allem aber, obgleich ich weiss, dass ich hart sein muss sehr hart, wenn ich vorwärts kommen will (und ich will es), habe ich es noch nicht aufgegeben, an eine Idee zu glauben oder vielmehr zu hoffen an die einzige wahre Idee, die es geben kann, an die Idee der Gerechtigkeit. Und deshalb schmerzt jede Ungerechtigkeit so als hätte ich sie selbst begangen. Nicht weil ich mit einem Gefühl der Nächstenliebe alles umschlingen will (nur das nicht, das riecht zu altbekannt nach Kloster). Dieser fast körperliche Schmerz ist einfach da, auch wenn ich ihn nicht zu erklären verstehe. – Ich sitze in der Mensa. Um mich herum Studenten. Was für Menschen! Unmöglich, sich mit ihnen verbunden zu fühlen und welche Qual doch für sie verantwortlich zu sein. Ist das übergrosse Empfindlichkeit. Ist das eigentlich fraulich und nur deshalb so quälend, weil ich aus dem sogenannten Rahmen des Fraulichen heraustrete und mir mein Leben schaffen will, nicht irgend ein Schemaleben? Oder was ist es. Ich habe heute vieles durcheinander geschrieben. Vielleicht ist es unverständlich. Schadet nichts. Ich werde es klären. Eine Gewissheit habe ich. Erez Jisrael macht mich nicht stumm. Ich werde, was ich in Gedichten und sonst zu sagen habe auch hier sagen können, solange es nicht in *Iwrit* geht in Deutsch.

*Noch werde ich Dich nicht Mutter nennen
noch bist Du meinem Herzen fremd
eine Welt versank im Meer*

*sie lebt noch in mir
wenn auch kalter Sturm
im Verborgenen sprach
wenn auch bittere Furcht
die Menschen einhüllt
auch ich besass einen Mantel
in wegweisender Farbe
und immer noch haust auch in mir
der Geist der Knechtschaft.*

Nach der Ankunft in Israel

Das ist der Wind nicht mehr, der mich umstrichen,
nicht mehr der Sturm, der mich zu trösten wußte,
das ist nur noch sein Zerrbild, grau verblichen,
der Kern nicht mehr, nur noch die hohle Kruste.

Da sind die Nebel, die aus Höhlen fließen,
gleich stumpfen Mauern wachsen sie empor,
und Wasser müssen sein im Ungewissen,
in Tälern, drin der Regen sich verlor.

Ich weiß es nicht, woher die Steine stammen,
die sich zu kahlen Hügelketten ballen.
Und wenn der Sonne erste Lichterflammen,
den Tag beginnend, auf die Erde fallen,

dann spür ich erst, wie fremd ich ihnen bin,
und westwärts schickt, obgleich er es nicht sollte,
ein Mensch den ruhelosen wunden Sinn.
Und nah ist fern und fern, was nah sein sollte.

Jerusalem 26.12.1939

*Leiden an Erez Jisrael und an Deutschland: Fremde
und entfremdete Sprache*

Aus den Tagebüchern von 1940

Jerusalem 18.1.40

Ich kann mich nicht trennen und freimachen von Deutschland, nicht in Gedanken und nicht im Traum. Nacht für Nacht bedrücken mich Erinnerungen der Vergangenheit. Letzte Nacht zum Beispiel musste ich nach Deutschland zurückkehren und dann sass ich dort wie ein Vogel im Käfig und konnte mich nicht wieder befreien.

Wird es mir im kommenden August gelingen die Prüfung für die erste Klasse des Lehrerseminars in Beth Hakerem zu bestehen? Die Arbeit ist immens, man verlangt unheimlich viel. Ich habe keine Arbeit. Ich besitze noch etwas Geld und was danach?

Ich habe Arbeit gefunden! Früher konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich mich einmal so sehr über eine Hausarbeitsarbeit freuen würde, die mir so gar nicht liegt.

Oftmals fühle ich, dass ich einsam bin und Sehnsucht kommt in mir auf. Auch wenn die Einsamkeit mich beschwert, kann ich auf das Bild des Menschen, welches ich mir gebildet habe, ohne dessen bewusst zu sein, nicht verzichten. Ich kann darauf nicht verzichten, denn sonst müsste ich auf einen Teil von mir verzichten.

Das Nahe ist mir fern und das Ferne scheint mir nah, also nicht angenehm.

Ich bin schon erwachsen aber wer wird mich lehren mich selbst zu verstehen?

27.1.40

Ich leide an Erez J[israel] wie ich früher an Deutschland gelitten habe. Hier wie dort bin ich fremd. Fast will es mir scheinen, als sei diese gegenwärtige Fremdheit

schwerer zu zerbrechen, denn sie wurzelt tiefer in der Sprache, im Verhältnis zu den Menschen und nicht zuletzt darin, dass das Land mir eigentlich mit seinem Leben näher stehen sollte.

Erste Eindrücke

Für wen ich schreibe

Im folgenden habe ich versucht, einiges von dem Erleben eines Menschen wiederzugeben, der neu in ein Land gekommen ist, mit dem er sich zwar schon seit langem verbunden gefühlt hat, dem er aber, wie er erst jetzt gewahr wird, doch vorher fremd war. Von diesem Standpunkt aus ist alles geschrieben, und nichts erhebt den Anspruch auf unumstößliche Gültigkeit. Selbst ein anderer, der auch neu ins Land kommt, wird die gleichen Dinge notwendigerweise anders, nämlich von seinem Standpunkt aus sehen. Es sind ferner mehr oder minder nebensächliche Dinge, von denen die Rede ist. Ja, sie werden vielleicht noch nebensächlicher dadurch, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, sie objektiv darzustellen. Nirgends wird von den großen und für das Land entscheidenden Problemen gesprochen, die wie so oft schon sich wieder einmal einem ihrer Siedepunkte nähern. Soweit es sich hierbei um Fragen handelt, zu denen eine Stellungnahme bereits in Europa möglich war, gehören sie nicht hierher, soweit sie aber eine Kenntnis des Landes und seiner Gegebenheiten zur Voraussetzung haben, kann ein Neueinwanderer vielleicht irgendwelche Meinungen haben, gewiß aber kein begründetes Urteil äußern. Zudem sind es nicht die großen, sondern gerade die kleinen und kleinsten Dinge, die das Einleben des Einwanderers bestimmend beeinflussen. Jene Dinge, über die ein Tourist, der das Land in kurzer Zeit in seiner ganzen Problematik zu erfassen strebt,

vielleicht hinwegsieht. – Über einiges aus der Fülle dieser »Nebensächlichkeiten« will ich berichten. Aber ein Bericht ist wie ein einseitig geführtes Gespräch, und bedarf eines Partners. Dieser Partner aber ist eigentlich schon längst da. Es sind die Chaverim²¹, die, irgendwo in Europa, noch darauf warten, hierher kommen zu können. Für wen könnte ich auch besser schreiben als für sie, die einmal hier leben werden?

*Nach dem Tijul*²²

Nun ist der April vorüber, der Monat, der mich das Land kennen lernen ließ. Heute morgen bin ich wieder wie so oft schon zur Universität heraufgefahren und sitze nun, ich habe gerade keine Vorlesung, auf einer Bank nahe dem Amphitheater »le teatron hamaaloth«, zum Theater der Stufen steht auf einem kleinen Schild zu lesen, bevor man hinuntergelangt. Während mein Blick sich langsam über die flachen Berghügel der Wüste Juda zur bläulich schimmernden Fläche des Toten Meeres hinabsenkt und dann wieder hinaufsteigt an den von blau-grauem Dunst verhüllten Hängen Transjordaniens, durchzieht mein Sinn noch einmal das Land. Unser Land. Das mag sein, darüber gibt es viele politische Diskussionen und zutreffende Beweisführungen, denen ich zustimme, denn sonst wäre ich ja nicht hierher gekommen. Mein Land, das wage ich nicht zu sagen, dazu ist es mir doch noch zu fremd. Dazu entsinne ich mich noch zu genau an das Frösteln und an das Verlassenheitsgefühl der ersten Monate. Dazu denke ich noch zu genau an eine kleine Episode aus dieser Zeit. Ein Chaver, der ungefähr gleichzeitig mit mir gekommen war, erzählte mir von seinen ersten Eindrücken im Lande. »Als ich auf

²¹ Chaverim: Plural zu Chaver (m.); s. Anm. 6, S. 25.

²² Tijul: Ausflug, Exkursion.

dem Skopusberg stand und zum Toten Meer hinunterblickte, da wußte ich plötzlich, daß Erez Israel meine Mutter ist.« Ich war damals sehr niedergeschlagen. Auch ich hatte dort gestanden, nicht einmal nur, sondern viele Male, wenn der Sonnenschein sich in dem Dunst fing, der über den Bergen lag und ihn zum Leuchten brachte, wenn nach Regengüssen die steinige Nacktheit der Berge noch krasser als gewöhnlich hervortrat, wenn der Sturm durch die Lüfte sauste, daß die Kiefern am Amphitheater ächzten und stöhnten, immer stand ich bewundernd still vor der eigenartigen, schroffen Schönheit. Manchmal überkam mich ein Gefühl, wie es den Menschen befallen mag, wenn er vor den seltsamen Bildungen einer Berglandschaft steht, deren Formen ihm neu und fremdartig erscheinen. Alle möglichen Gefühle durchdrangen mich, je nachdem in welcher Stimmung ich mich gerade befand, aber niemals hatte ich das Gefühl, mit der Landschaft und darüber hinaus mit dem Lande verbunden zu sein oder es gar zu lieben. Zuweilen hatte ich es gern, so wie man ein fremdartiges Gebilde, eine Blume, einen Stein oder auch wohl eine Landschaft gern haben kann. Um mit ihm verbunden zu sein, dazu hätte ich es kennen und in ihm leben müssen. Denn das, was ich über das Land wußte aus Erzählungen und langjähriger Beschäftigung mit seinen Fragen konnte das Hineinwachsen in das Leben Palästinas erleichtern, niemals aber einen Ersatz bieten für die Verbundenheit, die den Menschen mit dem Stückchen Erde verbindet, auf dem er lebt und arbeitet. Doch damit nicht genug, sah ich die wunden Stellen im Leben Palästinas, die es hier wie überall in der Welt gibt, ja vielleicht noch mehr gibt als in manchen Ländern, da es ja ein Land im Aufbau ist, in dem zudem noch alle möglichen Fragenkomplexe und Probleme aufeinanderplatzen. Diese Stellen traten zuweilen noch deutlicher vor mich hin als die Schönheit des Landes. Ich war sehr niedergeschlagen und schämte

mich. Heute, da ich schon ein klein wenig weiter gekommen bin, weiß ich, daß dieser schmerzliche Prozeß der Eingewöhnung, abgesehen von allen Fragen wirtschaftlicher Natur ein notwendiger ist, notwendig für den, der sich nicht damit begnügen kann, wie eine Pflanze ohne Wurzeln hier zu leben. – Meine Fahrt durchs Land, das Wiedersehen mit Chaverim, mit denen ich noch aus Europa her verbunden war, die Berührung mit Menschen anderer Kreise, wie sie das Trampen mit sich bringt, haben mir die Gewißheit gegeben, daß diese Beziehung sich nur allmählich einstellen kann. [...]

(Entstanden 2.4.-25.8.40)

Aus den Tagebüchern von 1940

17.6.40

Ich kenne die Deutschen. Sie sind politisch dumm. Immer werden sie jedem nachlaufen, der sie zu überreden versteht. Sie haben in politischen Dingen keine Urteilskraft. In Angelegenheiten der Wissenschaft beweisen sie häufig einen durchdringenden Verstand. Zudem sind sie gutmütig. Ob der Antisemitismus bei ihnen so eingewurzelt ist, dass er für Jahrzehnte nicht ausrottbar ist, vermag ich nicht genau zu sagen, glaube es aber fast. Warum schreibe ich das gerade jetzt, in einem Augenblick nieder, da sich im Lande ein berechtigter Hass gegen die Deutschen zeigt? Ich stehe uneingeschränkt gegen Deutschland wie es heute ist. Aber ich brauche dazu keinen blinden Hass, um mich an ihm zu berauschen.

Die Sonne scheint. Um mich herum lacht man. Ich denke an meine Eltern. Ich habe keine Hoffnung, sie wiederzusehen.

Vor wenigen Tagen noch, als ich die Märchen »die Vase« und »Königin einer Nacht« niederschrieb, war ich voller

Glücksgefühl. Jetzt aber bin ich voll banger Unruhe. Ich will die letzten Jahre in Deutschland gestalten. Die Novelle »Der Beginn« (so kann ich sie wohl nennen) war der Anfang. Doch ich sehe noch nicht wie es weiterlaufen wird. Das quält mich. Ich muss mir diese Zeit von der Seele schreiben, sonst wird sie mich nie zufrieden lassen und ich will es solange sie noch frisch in mir ist.

12.11.40 *Jeruschalajim*

Ein Gefühl unsagbarer Sehnsucht ist wieder über mich gekommen. Hätte ich eine Heimat, ein Zuhause, so würde ich sagen, es sei Heimweh. Doch ich habe keine Heimat, denn nach Deutschland, das bedeutet nach Unterdrückung kann ich mich schwerlich sehnen. Und zu den Eltern, wenn sie noch leben, wünsche ich mich manchmal, mehr ihretwegen jedoch als meinerwegen. Immer hat es mich geschmerzt, dass sie mich in dem, was mir nahe ging, nicht verstanden, diese beiden guten Menschen, deren ganzes Glück ich bin. Und hier, in Erez Jisrael bin ich fremd, vielleicht nicht fremder als in Deutschland, aber auch nicht weniger. So ist es letztlich denn das Gefühl einer Heimatlosen, einer die dahingeht, ohne zu wissen wozu. Es wird jetzt bald ein Jahr, dass ich hier bin. Wie soll das enden? Manchmal steigt in mir ganz sachlich der Gedanke auf, ob es nicht wohl das vernünftigste wäre, Schluss. Und das ist nicht aus Verzweiflung sondern eine sehr sachliche Überlegung. Zur Zeit aber schiebe ich sie weit von mir. Vielleicht wird einmal die Zeit hierfür kommen. Möglich.

In Haifa liegen zwei Flüchtlingsschiffe. Man will sie nicht hineinlassen, sondern auf eine Insel in der Nähe von Madagaskar²³ schicken, 2000 Menschen und mehr.

²³ Anfang November 1940 erreichten die Schiffe »Milos« und »Pacific« mit 1771 jüdischen Flüchtlingen aus Europa den Hafen von Haifa. Die britische Mandatsregierung verweigerte diesen die

Ich darf nicht daran denken. Die armen Menschen! Vielleicht ist Inge unter ihnen. Sie sind jetzt schon 1 Jahr unterwegs.

14.11.40

Man kennt eine Landschaft, eine Stadt erst dann, wenn man sie im Wechsel der Jahreszeiten erlebt hat, erst dann auch kann ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Orte entstehen. Seitdem ich täglich des Morgens um ½6 zur Arbeit in der Universität herauffahre, wächst in mir das Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser Landschaft. Den Höhepunkt des morgendlichen Erlebnisses aber bildet der kurze Weg von der »Hadassah«²⁴ zur Universität, der über den Kamm des Berges führt. Nach Osten senkt sich das Land zum toten Meer, hinter dem verschwommen die Berge Transjordanien²⁵ auftauchen. Zur Rechten senken sich die Felder dem Tal zu, von dem aus die Altstadt Jerusalems die gegenüberliegende Bergseite emporklettern. Stets ist es gerade die Zeit des Sonnenaufgangs. Stets aber ist es anders, neu erstmalig. Ich habe nicht das Vermögen in Worte einzufangen, was so auf mich eindringt, nicht die Fähigkeit darzustellen, was sich da im Dämmern über dem toten Meere vollzieht, während die Stadt noch ruhig im blaugrauen Nachtschatten liegt, nur hier und da sich das Licht schon in dem Fenster eines hochgelegenen Hauses fängt, wie die Flamme einer Kerze aus dem Dunkel hervorglüht. – Das sind Augenblicke ungetrübter Freude, die noch in mir fortbebt, wenn ich schon in der Bibliothek die Treppen abkehre.

Einreise, sie wurden auf die »Patria« überführt, um auf die Insel Mauritius deportiert zu werden.

²⁴ Hadassa-Krankenhaus, seit 1939 Universitätsklinik auf dem Skopus-Berg.

²⁵ Transjordanien oder Ostjordanland, hebr. Ewer Ha-Jarden (»Jenseits des Jordans«), ist eine Landschaft östlich des Jordan.

Kriegsdienst einer Pazifistin: Diarien der Verzweiflung

Aus: »Zypressen zerbrechen nicht«

Hagar ging durch die nassen, blanken Straßen, in denen noch der Geruch des Regens hing. Vor einem Gebäude, das wie eine Kiste aussah, blieb sie stehen. Sie studierte die Namensschilder. Sie stieg vier ausgetretene Steintreppen empor, klopfte an eine der Türen und trat ein. Hinter einem Schreibtisch mit schon schäbiger Politur saß eine Frau. Sie trug ein Kleid aus dunkelbrauner Wolle. Eine Eidechse aus Silberfiligran kletterte an ihrer Schulter hoch.

Die Frau beugte sich zur Seite, zog eine Schublade auf, schob sie wieder zu und reichte Hagar ein Papier. Sie lehnte sich ein wenig vor, befeuchtete die Spitze ihres Zeigefingers und hielt ihr noch ein Blatt hin. Hagar nahm die Formulare, füllte sie aus, setzte ihren Namen an die dafür vorgesehene Stelle und gab sie zurück. Sie zog die Tür hinter sich zu und ging die abgewetzten Stufen wieder hinunter. Unten blieb sie stehen. Dann schlug sie den Weg ein, der zu dem Hause führte, in dem Assaf wohnte.

Assaf saß am Tisch und schrieb in einem Heft. Als sie eintrat, erhob er sich. Sie zog den Ledermantel aus, hängte ihn an die Tür und setzte sich.

»Ich habe mich zum Militär gemeldet«, sagte sie.

Ihre Hand spielte mit dem Lineal, das auf dem Tisch lag.

»Was hast du?« Er traute seinen Ohren nicht.

»Ich habe mich zum Militär gemeldet«, wiederholte sie.

»Du hast dich zum Militär gemeldet? Aber du wolltest dich doch ...«

»Ja, ich wollte mich zum Seminar vorbereiten«, vollendete sie seinen Satz.

»Und?«

»Und es geht einfach nicht. Seitdem ich nicht mehr bei den Kindern arbeite, habe ich keine Ausrede mehr, habe vor mir selbst keine Ausrede mehr.«

»Aber«, wollte er etwas einwenden –

»Bitte erspar mir dein Aber«, unterbrach sie ihn ungeduldig. »Ich selber weiß Tausende von Aber, die ich nicht zu meiner Zufriedenheit beantworten kann«, ihre Worte verhaspelten sich fast. »Ich bin Pazifistin. Seit meiner Kindheit bin ich es. Und hier melde ich mich als Soldatin. Es geht nicht anders. Ich melde mich gegen das Land, in dem ich geboren bin. Auch das geht nicht anders. Ich gebe meinen Plan auf, Lehrerin zu werden. Auch das muß sein. Alles das tue ich freiwillig, ohne daß jemand es von mir verlangt. Doch ich mußte mich melden, glaub es mir, Assaf, ich mußte es tun, um nicht wieder den Gespenstern von drüben und gestern zu verfallen.« Sie schwiegen eine lange, von Gedanken übervolle Zeit. Dann stand Hagar auf, trat ans Fenster, schaute hinaus und begann erneut: »Ich bin Pazifistin oder glaubte es zu sein, und jetzt habe ich mich zum Militär gemeldet. Nach dem Ersten Weltkrieg, ich war noch klein, wohl noch nicht einmal in der Schule, hörte ich, wie die Erwachsenen einander von den Schrecken des Krieges erzählten. Sie sprachen von Schützengräben, Giftgasen und Fliegeralarm. Ich begriff die Bedeutung dieser Worte nicht. Aber es mußten furchtbare Dinge sein. Ich sah es dem Ausdruck ihrer Gesichter an. So entsetzlich war es gewesen, so unbeschreibliches Elend hatte der Krieg über die Völker gebracht, daß es niemals wieder geschehen dürfte. Es konnte keinen Krieg mehr geben. Die Menschen würden es nicht zulassen, denn sie hatten ihn ja am eigenen Leibe erfahren.

Im Schutze dieses Glaubens wuchs ich heran. Mit den Jahren aber, als ich älter wurde, ringelte sich ein Wurm des Zweifels in meine Sicherheit. Was würde geschehen, wenn das Geschlecht derer, die wußten, ausstarb, wenn

nur noch solche blieben, die den Krieg nicht mehr konnten, nicht einmal, wie ich, von ihm hatten erzählen gehört? Vielleicht könnte es dann doch wieder geschehen. Die Angst bohrte in mir. Ich fühlte mich für den Frieden verantwortlich.

Als ich dreizehn Jahre alt war, las ich von einer internationalen Liga gegen den Krieg. Ich erinnere mich noch genau. Ich setzte mich hin und schrieb ihnen auf ich weiß nicht wieviel Briefbögen das glühende Bekenntnis meines Herzens für den Frieden. Ich erhielt Antwort. Sie sandten mir eine Drucksache, in der sie mir die Nummer ihres Postscheckkontos angaben und mich ersuchten, meine Beitragszahlungen dorthin zu überweisen. Mir war, als ob mir jemand unvermutet einen Eimer Wasser ins Gesicht geschüttet hätte. Ich hatte niemandem von meinem Brief erzählt. Ich schwieg auch jetzt. Meine Eltern pflegten meine Post nicht zu öffnen. So erfuhr niemand von dieser Korrespondenz. Aber, wie du siehst, ich habe es nicht vergessen.

Später sollte ich dann erleben, daß die Soldaten des Ersten Weltkrieges wieder die Soldaten dieses Krieges wurden. Meine Befürchtungen, man würde vielleicht einmal nicht mehr um die Schrecken des Krieges wissen und ihn deshalb nicht verhindern, waren also vollkommen überflüssig gewesen. Damit nicht genug. Ich selber werde Soldatin, werde es freiwillig, ohne daß man mich dazu zwingt. Aber ich mußte mich melden, Assaf. Es geht nicht anders.«

»Ich verstehe«, nickte er.

»Auch wenn es unsere Freundschaft gefährdet, geht es nicht anders«, spann sie ihre Gedanken weiter.

»Nein, Hagar«, widersprach er mit Bestimmtheit. »Wenn wir nicht wollen, wird es sie nicht gefährden.« Sie hoffte es. Denn in dieser ihrer Freundschaft lag der eine feste Halt ihres Lebens. Aber sicher war sie dessen nicht. Wie hätte sie es auch sein können? Sie kannte ja das Leben

nicht, welches vor ihr lag, und sie besaß nichts von Assafs starkem, eindeutigen Glauben.

Ihr fiel ein, daß sie Lea versprochen hatte, mit ihr über die Kinder zu sprechen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte sie, »Lea erwartet mich. Fast hätte ich es vergessen.«

Sie hastete durch die Straßen an fröstelnden und vermummten Gestalten vorbei und war selber eine von denen, die froren. Allmählich aber, während sie so ging, fühlte sie sich wärmer und unbeschwerter, denn die Absicht des Entschlusses war ja zur Tat des Entschlusses geworden und lastete nicht mehr auf ihr.

(Erstdruck 1961)

Aus den Tagebüchern 1942-1946

22.5.42

Ich bin jetzt ruhig geworden. Ich glaube es ist richtig, dass ich gehe. Es ist unberechtigt von der Mobilisierung der Männer einerseits und der der Frauen andererseits zu sprechen, da es sich gezeigt hat, dass die Frau auf ihrem Platz dasselbe leistet wie der Mann. Und wenn man davon spricht, dass die gesellschaftliche Stellung der Frau schwieriger sein wird, so ist vielleicht etwas Wahrheit daran, aber solange die Frau nicht innerlich und äusserlich wirklich frei sein wird, wird sie es immer schwerer haben. Was jedoch die Frage ihrer Gefährdung im Heer betrifft, so glaube ich, dass die Frage der Gefährdung einmal in der Hauptsache in der Natur der einzelnen liegt und dass eine Frau, die von Natur aus gefährdet ist, dieses mehr ist in den Strassen von Haifa und Tel Awiw als im Heer, denn die leitenden Stellen des Heeres müssen notwendigerweise an einer Aufrechterhaltung der inneren Disziplin interessiert sein. Richtig ist, dass es besser wäre, wenn die Frauengruppen zusammen mit

den jüdischen Einheiten arbeiten würden. Meiner Ansicht [nach] ist dieses eine Sache, die man erreichen kann.

Eines sei hier festgestellt. Es gibt keinerlei persönliche Gründe, die mich bewegen könnten zu gehen. Im Gegenteil. Ich fühle mich im Augenblick sehr wohl. Ich wohne in einem netten Zimmer allein auf dem Dach in Talbieh²⁶ bei netten kultivierten Leuten, mit denen ich gut stehe. Ich arbeite in *Giwat Schaul* wo es mir gelungen ist Abendkurse aufzurichten, von denen besonders die beiden Nachmittagsklassen für die ich bis zuletzt verantwortlich war gute Klassen sind. Das Verhältnis zwischen den Kindern und mir ist ein besonders gutes. Ich habe Aussicht auf ein Stipendium im Herbst für Beth Hakerem. Ich habe Arbeit und einen Kreis von Menschen mit denen ich gut stehe. Zudem bin ich seit frühester Kindheit gegen den Krieg. Aber ich glaube, dass ich in dieser Stunde, wo der Ausgang des Krieges durchaus noch ungewiss ist, dorthin gehen muss, wo es im Augenblick am dringendsten ist. – Ich glaube ich habe noch nie so sehnsüchtig etwas gewünscht wie dass der Krieg ein baldiges und gutes Ende haben möge. Gestern, einen Tag vor *Schawuoth*²⁷ hat es zum grössten Erstaunen aller geregnet.

²⁶ Talpieh, ein Vorort von Jerusalem.

²⁷ Schawuoth: Wochenfest, sieben Wochen nach Pessach, im Mai/Juni.

No. 25.154		IDENTITY CARD	
Name of holder JENNY ROSENBAUM		Place of residence <i>Jlva</i> <i>Ramena Quarter</i>	
		Place of business <i>Jlva</i>	
		Occupation <i>Student</i>	
		Race <i>Jewish</i>	
		Height <i>5</i> feet <i>5</i> inches	
		Colour of eyes <i>Grey</i>	
		Colour of hair <i>Brown</i>	
		Build <i>Medium</i>	
		Special peculiarities	
Signature of holder <i>Jenny Rosenbaum</i>		Signature of issuing officer <i>[Signature]</i>	
		Appointment <i>[Stamp]</i>	
		Place <i>Jlva</i> Date <i>30/5/41</i>	

Jenny Rosenbaum, Identity Card, 1941

12.12.42 Nachts

Eines vermag ich bereits jetzt zu sagen, der Krieg, so schwer er mich auch trifft, er hat mich nicht zerrissen sondern geformt. Hätte ich es nicht an mir selbst erlebt, ich würde nicht geglaubt haben, dass so etwas möglich ist. Allgemeiner ausgedrückt würde ich so sagen: Das Erlebnis des Krieges macht den von Natur Oberflächlichen noch oberflächlicher. Diesen wird die Unbeständigkeit der Worte die er erfährt noch in seinem Glauben bestärken, dass es nicht wert ist sich in eine Sache oder gar in eine Idee zu vertiefen. Der aber der um die Formung seines Selbst ringt wird zu immer stärkerer Selbstformung gezwungen. Gewiss aber ist, dass beide von einer zu intensiven Einwirkung des Krieges zerstört werden können.

Ich erinnere mich, die Jahre vor meiner Alija waren alle meine Gedanken auf meine Alija ausgerichtet und reichten nur bis zu ihr, gleichsam als nehme nach ihr jede Äusserung unseres Lebens eine andere Form an. Jetzt sind unsere Gedanken ausgerichtet auf das Ende des Krieges als dem grossen Wendepunkt in dem Leben der Völker. Allerdings mehren sich in der letzten Zeit die Stimmen die über das sprechen was nach dem Kriege werden wird. In mir hinterlassen sie zumeist den unangenehmen Eindruck von bloss gedanklicher Spekulation und Phrasen. Ich bin überzeugt dass wir schon jetzt wissen was wir nach dem Kriege wollen um es mit den dann gegebenen Mitteln verwirklichen zu können. Was ich bis jetzt in den Zeitungen gelesen habe ist bestimmt nicht fähig die Welt besser zu organisieren, um einen neuen Krieg nicht nur unmöglich sondern auch unnütz zu machen.

22.12.42 – (Früh morgens)

Und wieder ging eine Nacht zu Ende, eine von den 31 des Monats. Kalt und schön sind diese Nächte. Ergossenes Mondlicht auf dem Krankenhaus. Dir scheint dass nur für einen Augenblick die Sonne entschwand, so hell leuchtet jeder Stein, jeder Baum. Doch die Gedanken wandern jenseits des Meeres zur europäischen Finsternis, dort, wo jetzt Millionen von Juden gefoltert werden. So fürchterlich sind die Ereignisse, dass du sie in ihrer ganzen Tragweite nicht erfassen kannst. Es ist, als ob dein Verstand diese bittere Wahrheit verdrängen möchte und manchmal scheint es dir, als sei es ein fürchterlicher Traum, der beim Erwachen verschwindet. Doch es ist kein Traum. Wer weiss, was Mutters, Vaters, Onkels, Kurts, der Bekannten und aller Schicksal ist?

30.12.42 2 ½ Uhr morgens

Nun ist meine Nachtwache bald herum und mit ihr endet das Jahr. Wenig von meinen Gedanken selbst während dieses Monats habe ich aufgezeichnet. Teils wurde es in Briefen teils in kurzen Gesprächen ausgesprochen. Zumeist aber ging es verloren, weil ich so müde war, weil es sich nicht in Worte fassen lässt.

[...] mein Leben ist leer ich betrüge mich nicht, angefüllt vielleicht mit wehen Gedanken an Europa, woher täglich neue Nachrichten über Judenschlachtungen (anders kann man es nicht nennen) kommen. – Vielleicht aber bin ich deshalb keines aufbauenden Gedankens fähig weil ich verwirrt bin, verwirrt über alles, was in diesem Kriege sich als menschenmöglich erwiesen hat.

1.4.43

Alle Völker reden in den Parlamenten und beklagen das schreckliche Schicksal der Juden in den von den Deutschen eroberten Ländern. Sie sind bereit uns ihr Mitleid zu schenken aber ihre Achtung verweigern sie uns. – England wird als Reaktion der Debatten im Unterhaus von einer Welle von Antisemitismus²⁸ durchflutet. Wir im Krankenhaus bekommen noch die Ausläufer davon zu spüren. Ironie des Schicksals. Statt tatsächlicher Hilfe – Antisemitismus. – Meine Hoffnung ist ein Anschwellen der sozialistischen Strömung nach dem Kriege in allen Ländern, meine Furcht ein wildes Aufflackern chauvinistischer Neigungen. Wäre ich nicht Jüdin, würde mir die Nationalität, (welche ich auch immer besitzen würde) völlig gleich sein und ich würde nur Sozialistin sein, wahrscheinlich Kommunistin. In E.[rez] J.[israel] sich seinem jüd. Schicksal zu entziehen ist unmöglich.

²⁸ Ungeachtet der Regierungserklärung zur Vernichtung der europäischen Juden, vom 17.12.1942 vor dem britischen Unterhaus, wurden konkrete Hilfsmaßnahmen, auch im Blick auf einen latenten Antisemitismus in England, restriktiv behandelt.

Sollte ich je zu der Auffassung kommen, dass Zionismus und Sozialismus sich nicht wie ich bisher glaube ergänzen, sondern vielmehr unvereinbar miteinander sind, werde ich versuchen fortzugehen von hier.

6.5.44 (spät)

Es ist still. Von fernher hört man nur das Quaken der Frösche und zuweilen das Surren eines Flugzeuges, aber es ist dieses ein friedliches Surren. Unter anderen Bedingungen würde ich diese Ruhe genießen. Aber jetzt inmitten des Krieges quält sie mich. Nächsten Monat sind es schon 2 Monate, dass ich in Sarafend bin. Inzwischen ist der Sieg gewisser geworden. Freilich wann endlich Frieden sein wird ist nicht abzusehen. Ja es ist nicht einmal abzusehen, wann die 2. Front, von der man soviel spricht eröffnet wird.²⁹ Am schlimmsten aber ist, dass über allen das Gefühl der Aussichtslosigkeit ruht. Ja wenn ich hoffen dürfte, dass dieser Krieg der letzte seiner Gattung ist. Aber nein, zwischen den Zeilen der spärlichen Nachrichten über das was hinter den politischen Kulissen geschieht, erkennst du dass Freunde oder besser Verbündete von heute nur zu leicht Gegner von morgen sein können. – Was mich durchhalten lässt ist meine Hartnäckigkeit, besser gesagt Dickköpfigkeit, die mir schon zum Guten wie zum Schlechten beigestanden hat. – Heute aber habe ich von *Mosche Mossensohn* »michtawim min hamizbar«³⁰ gelesen. Er ist Zabre³¹ und spricht viel und in echter Liebe von Erez Jisrael. Auch ich habe dieses Land gern sehr gern vielleicht. Aber alles Einreden nützt nicht, es ist nicht meine persönliche

²⁹ Erst einen Monat später, am 6.6.1944, wird mit der Landung der alliierten Streitkräfte in der Normandie diese zweite Front eröffnet.

³⁰ Mosche Mossensohn: Briefe aus dem Übergangslager. Der Autor ist Yigal Mossensohn (1917-1994).

³¹ Zabre: Junger, im Land Palästina/Israel geborener Mensch.

Heimat, wohl die Heimat des jüdischen Volkes. Doch das ist etwas anderes.

15.5.44

An die Eltern und an Irma usw. denke ich so oft wie ich nicht an sie gedacht habe als ich noch in Deutschland gelebt habe. Manchmal frage ich mich ob ich Recht getan habe von dort fortzugehen. Vielleicht hätte man mich dort nötiger gebraucht. Möglich auch dass ich nicht die innere Kraft gehabt hätte das alles zu überstehen. Eine endgültige Antwort weiss ich nicht. Zudem ist es jetzt auch zu spät.

Ich lese täglich die Zeitung und höre Radio. Es ist sehr niederdrückend. Durch alle idealistischen Ideen und Worte scheint die Lüge hindurch wie der graue Himmel durch ein fadenscheiniges Zeltdach. Und doch weiss ich dass es auch noch anständige und ehrlich wollende Menschen in der Welt gibt. Aber wie sie erkennen und, etwas mehr, wie sich versichern dass ihr Schaffen nicht missbraucht wird. Und ich weiss auch dass es Not tut zu wirken und zu handeln. Aber nicht einmal zu wirklichem Einsatz ist mir die Möglichkeit gegeben. Und doch verlangt jede Faser meines Leibes nach Arbeit in der ich aufgehen kann, in der ich alles geben kann, die mich so ausfüllt dass ich alles Grübeln, alles Zweifeln vergesse; noch habe ich es nicht ganz aufgegeben zu der Arbeit mit Kindern zu gelangen, weil ich es nicht aufgeben kann. Aber grosse Hoffnung hege ich nicht.

23.5.44

Mein Herz krümmt sich vor Schmerz wenn ich an die Zukunft denke. Vielleicht ist das zu politisch ausgedrückt, aber es ist wahr. Wieviel Lüge und wieviel Dreck! Es ist wieder so gekommen wie im letzten Kriege wenn es auch noch nicht so offensichtlich ist, da man das Ende des Krieges noch nicht absehen kann. In einer Beziehung

unterscheidet sich unsere Lage. Wir wissen zumindest gegen was wir kämpfen. Der Nationalsozialismus hat uns einen Grund gegeben. Aber auch das ist so aussichtslos, so traurig, wenn man die Frage aufwirft: und nachher, was wird nachher geschehen? Manchmal taucht jetzt wieder der Gedanke in mir auf meinem Leben ein Ende zu machen. Nicht aus persönlicher Verzweiflung sondern weil jeder Weg den man gehen könnte so schrecklich aussichtslos zu sein scheint. Dabei möchte ich doch leben, möchte auch dass viele viele Millionen ein volles Leben leben können. Ich kann in der letzten Zeit keinerlei Lyrik mehr schreiben. Jedes Wort das in mir aufsteigt verwerfe ich in der nächsten Minute als Schall und Leere. Meine Weltanschauung fundiert sich mehr und mehr auf Grund der Naturwissenschaften. Aber was ich jetzt brauche ist produktive Tätigkeit, nicht tatenloses Nachdenken.

21.10.44

Die Welle von Terror durchzieht das Land. Man sprengt Polizeistationen, ermordet englische Polizisten und Beamte. Vor seiner Abreise machte man ein Attentat auf den »High Commissioner« welches misslang.³² Die offiziellen Vertreter der palästinensischen Judenschaft und die Vertreter der Weltjudenschaft verdammen diese Akte und man darf ihnen glauben dass sie es ehrlich tun. Gewiss aber ist dass sie hier im Lande auf sehr viel Sympathie stossen. Die Regierung hat in den letzten Tagen zu schärferen Massnahmen gegriffen. Sie hat Stadtteile systematisch durchsucht und beschlossen die gefangenen Terroristen nach der Insel Mauritius zu senden. Meiner Ansicht nach ist das ein psychologischer Fehler. In Mauritius leben die jüdischen Flüchtlinge denen man die

³² Am 8. August 1944 verübte der Lechi (»Kämpfer für die Freiheit Israels«) einen Anschlag auf den britischen Hochkommissar Harold MacMichael, bei dem dieser leicht verletzt wurde.

Einreise nach Palästina verweigerte.³³ Das wird bei jedem Juden in der Erinnerung aufsteigen wenn er von diesem Beschluss hört. Meine persönliche Stellung zu Terrorakten oder, weit umfassender ausgedrückt, zur Benutzung von Waffen ist klar. Ich weise jede Benutzung anders als zur direkten Verteidigung zurück. Ich erkenne die Berechtigung der Taktik anzugreifen um zu verteidigen nicht an. Man gerät durch sie in einen Hexenkreis aus dem es kein Entrinnen gibt. Wieder könnte ich nicht genau angeben welchen Weg es zu gehen gilt, wieder weiss ich nur dass dieses kein Weg ist. Platon hat grosses psychologisches Verständnis gezeigt wenn er den Sokrates von seinem Dämon aussagen lässt dass dieser ihm nie sagt welchen Weg einzuschlagen sondern ihn nur vor einem falschen Weg warnt.³⁴

8.5.45

Heute ist »V. E. Day«³⁵ das Ende des Krieges in Europa. Monatelang ja jahrelang habe ich darauf gewartet, habe am Radio gesessen um Nachrichten zu hören die sein Kommen näher bringen. Ich wollte mich so gerne heute freuen, denn es bringt doch schliesslich andere Zeiten näher, wenn es auch nicht bedeutet, dass gestern alles schwarz war und morgen alles weiss ist. Ich habe den ganzen Tag vergeblich versucht fröhlich zu sein. Aber ich könnte eher weinen. Vielleicht, weil mir nun alle die Dinge ins Bewusstsein kommen und wichtig erscheinen

³³ Spektakulärster Fall war die »Patria«-Affaire, in deren Folge die Passagiere der »Atlantic« bis Kriegsende auf Mauritius interniert wurden; vgl. dazu die Anm. zum 12.11.1940.

³⁴ Zu Platos »Daimonion« vgl. Apologia Sokratus 31 c 4-32 a 3; 40 a 4-c 3.

³⁵ V. E. Day (engl.): Victory in Europe Day; Tag des Sieges in Europa. Damit war der Zweite Weltkrieg in Europa von den Alliierten gewonnen; der Krieg gegen Japan endete erst im September 1945.

die bisher durch den Krieg in Europa als nur zweitrangig erschienen. Aber das erklärt es doch nicht völlig. Vielleicht hat der Chamssin oder haben sonstige Vorgänge etwas damit zu tun. Ich bin niedergedrückt und mutlos, und gerade jetzt sollte ich doch praktisch an die Verwirklichung des alten Planes Lehrerin zu werden denken.

Von fern her aus dem Camp dröhnt das Grölen von besoffenen Stimmen, manchmal heulen die Schakale auf oder ein Schuss geht irgendwo los. Wir haben heute abend mit einigen Leuten aus dem Sarafandhaus zusammengessen. Es war im Grunde nett. Aber ich habe gespürt, wie es dunkel in mir hoch kriecht.

5.6.46

Wenn ich an die Eltern und Irma denke, werde ich ein Gefühl der Schuld nicht los, obwohl ich mir zu sagen versuche, dass es nicht gerechtfertigt ist. Vielleicht hätte ich ihnen auf irgend eine Weise doch zu helfen vermocht. Ein Gefühl der Schuld auch dadurch dass ich nicht mit ihnen wenigstens zusammen umgekommen bin. Aber das ist ja Unsinn, glatter Unsinn. Und doch.

»Alles wird Zeichen zur Deutung«: Fremde Natur

Aus: »Zypressen zerbrechen nicht«

Wie ein tollwütiger Hund raste der Sturm durch die kahlen Berge. Wie ein Besessener rüttelte er an den Mauergürteln der Häuser. In seinem Heulen erstickten die Stimmen des Alltags. Kein Kind rief. Kein Händler pries seine Ware an. Keine Räder ratterten. Keine Hupe warnte. Niemand eilte durch die Straßen. Es war, als habe der riesige Rachen des tobenden Sturmes alles verschlungen. Nur ein Fetzen weißen Papiers torkelte über

die Gärten, bis es sich mit Wasser vollgesogen hatte und am Boden liegenblieb.

Hagar hielt sich an den Eisenstangen der Dachbrüstung, denn der Sturm zerrte an ihr wie an einem der einsamen Baumriesen, die er zu entwurzeln suchte. Selbst in ihr schwiegen die Stimmen, die immer wachen, immer bohrenden Stimmen ihres Gestern und ihrer Zweifel, verkrochen sich, als fürchteten auch sie den ungebändigten, wilden Anprall der Lüfte.

Wie die Bäche der Wasserfälle im Winter die Felsen hinabstürzen, floß der Regen an ihrem Ledermantel herunter. Sie stemmte sich mit dem Rücken gegen den Wind, weil er ihr sonst den Atem benahm. Sie liebte dieses Toben des Sturmes. Sie fühlte sich wohl, wenn sie ihm trotzte und der Regen ihr Gesicht mit dünnen Schnüren peitschte. Sie spürte in sich Kräfte, welche sie sonst nicht einmal ahnte. Alles Grübeln fiel von ihr, und sie war nur noch fragloses, gegenwärtiges, zur Tat bereites Sein.

Unter ihr ächzten die Zweige der Bäume. Äste brachen und fielen. Blätter wirbelten umher, bis sie eingefangen wurden von der aufgeweichten Erde. Sie erinnerte Hagar plötzlich an bräunlichen Schokoladenteig. Weil ich hungrig bin, dachte sie. Selbst der Sturm vermag meinen Magen nicht zu beschwichtigen. Aber es ist noch nicht Zeit zum Essen. Er muß noch warten.

An beiden Seiten der Straße bildete der Regen Rinnsale, die immer höher anschwellen, immer breitere Bäche wurden, bis sie sich berührten und schließlich zu einem rötlichen schmutzigen Strom verschmolzen, der den Berg hinuntertrieb, als sei er ein richtiger Fluß, der auch im Sommer nicht versiegt.

Ihre Zypresse, die über ihr Dach hinausragte, stöhnte und bog sich. Noch ein wenig und sie würde zerbrechen, fürchtete Hagar. Aber sie schnellte zurück, schlank und gerade wie immer. Dann torkelte sie und krümmte sich

wieder, so tief, daß sie aus Hagars Blickfeld verschwand. Jetzt wird sie brechen, und ich werde sie nie mehr wiedersehen, dachte Hagar. Nur wenn ich die Treppe hinuntersteige, werde ich ihren zersplitterten Stumpf finden mit der Wunde des rohen Holzes. Sie war meine Freundin. Auch Bäume können Freunde sein.

Aber der geschmeidige Stamm in der immergrünen Hülle seiner kurzen, aufstrebenden und sich eng ihm anschließenden Zweige stieg unversehrt empor. Er schwankte und beugte sich erneut. Immer wieder gab die Zypresse dem Anprall des Sturmes nach. Immer wieder fügte sie sich seinem Wüten und ließ sich von ihm biegen. Aber sie zerbrach nicht.

Unten in der Straße tauchte jetzt eine Gestalt auf. Schritt um Schritt kämpfte die Frau sich vorwärts. Sie preßte die Gummistiefel gegen das Wasser und schob sie langsam vor. Mit den Händen klammerte sie sich an die uneben behauenen Steine der Mauer, um nicht auszugleiten und zu fallen. Manchmal hielt sie an, drehte den Kopf zur Wand, als müsse sie Atem schöpfen und neue Kraft sammeln. Dann wandte sie den Kopf wieder nach vorne, senkte ihn und stemmte ihn erneut gegen den Regen. Über dem Arm trug sie eine bauchige Ledertasche. Durch den Fadenvorhang des Regens glaubte Hagar an der grünen Pelerine die Krankenschwester des Bezirkes zu erkennen.

Noch mehr schwoll der Sturm an. Sein Heulen raste über die Häuser. Von einem Giebeldach fegte er rote Ziegel mit sich fort. Selbst Hagar begann sich unbehaglich zu fühlen. Sie wäre jetzt gern in ihrem Zimmer gewesen. Aber sie wagte die paar Schritte nicht. Sie fürchtete, der Wind könnte sie über das Dach schleudern. So duckte sie sich nur und suchte Schutz hinter dem niedrigen Steinwall, der um das Dach herumlief.

Dann verstummte der Sturm plötzlich, als habe er sich übernommen und seine Kraft sei von ihm gewichen.

Eine beklemmende Stille tat sich auf, in die sie hineinzusinken drohte wie in ein Wasserloch, das sich unversehens unter den Füßen öffnet.

Allmählich füllte sich die Stille mit den vertrauten Geräuschen. Irgendwo schlug eine Tür. Ein Baby weinte. Kinder erschienen auf der Straße und riefen einander beim Namen. Ein Motor lief an. Ein Auto brummte. Menschen in Regenumhängen und Gummistiefeln traten zögernd aus den Häusern. Dann wateten sie in die erdigen Bäche der Straße hinein.

Auch Hagar stieg von ihrem Dach, um zu tun, was sie sich schon lange vor dem Sturm für diesen Tag vorgenommen hatte. Wenn er sie auch in ihrem Entschluß nicht beeinflußt haben konnte, so gefiel es ihr doch, daß der Sturm der Ausführung ihres Entschlusses gleichsam als Ouvertüre voranging und diesen Tag aus der einförmigen Kette der Tage heraushob. Nicht, daß sie diese Neigung zum Dramatischen je zugegeben oder auch nur sich selber eingestanden hätte. Sie zeigte vielmehr Abscheu davor und Ironie, aber das war nichts anderes als ein negativer Ausdruck eben dieses zurückgedämmten Hanges zum Dramatischen. [...]

(Erstdruck 1961)

Sandsturm

Aufstoßen die Winde
aus Tiefen der Wüste,
aufwirbelt der Staub
aus brandheißem Raum.

Durchsetzt sind die Lüfte
von körnigen Schleiern,
und Ferne und Nähe
zerrinnen im Nichts.

Da kreist jedes Stäubchen
den Tanz um die Mitte,
da ballt sich der Kegel
aus Gluten und Sand.

Er wälzt sich am Boden,
er wächst von den Dünen
hinan zu den Wolken,
steigt senkrecht empor,

verharrt eine Weile,
die Sonne verdunkelnd
und sackt dann herab.

Er deckt mit den Schatten
die Riffe und Mulden,
begräbt unter Schichten
dein Zelt und dich selbst.

Dann plötzlich erstarren
die Stürme der Steppe.
Kein Lufthauch mehr rührt sich
im endlosen Land.

Nur Steine und Staub noch,
sie fallen für Stunden
gleich Regen herab.

Sarafand, 24-8-43

Olivenhain

Knorrig gekerbte Stämme von Oliven,
mit Aschengrau behangne Blätterkronen
und unter ihnen fraß des Sommers Dürre,
was grün und frisch, was säftereich und blühend.
Nur eine Distel, Widerschein von Dünsten,
die bläulich vor den Hügelketten hängen,
ganz sattgesogen von der gleißenden Sonne
hält sich am Stein der weißgeglühten Felsen
und bebt, wenn sich auch in dem heißen Mittag
kein Wind erhebt und keine Stimme regt.
Wer weiß, ob je noch Regen fallen wird,
den Hain aus seiner Starre zu erlösen.
Wie ferner Traum nur blieb, daß einstens mal
ein kühles Naß den dürrten Boden tränkte.

Jer. 6.10.1946

Fahrt im Negev

Grau in Braun, Braun in Grau, eine Palette erdiger Farben und Staub. In welligen Linien gehen sie von dir zum fernen Horizont. Und der Himmel gibt sich über sie, ein schimmernder, blaubleicher Schirm, der schlaff an den Kanten herabhängt. Manchmal geht über den Kamm des Hügels langsam ein Kamel, schiebt seinen Umriß in den Himmel hinein. Es schreitet mit ruhigem Neigen seines langgestreckten Leibes, daran der keilige Kopf immer hochgehoben in eine nicht wirkliche Ferne zu spähen scheint. Mit ihm geht der hölzerne Pflug, kaum eine Spur dem wasserlosen Land einritzend. Mit ihm stapft die plumpe Gestalt des Fellachen in Schaffelljacke und bauschigen Hosen. – Auf und ab geht die Fahrt auf Wegen, die nichts sind als lose Spuren früherer Gefährte und Fußgänger. An schroff eingebrochenen Rinnen führt

sie dicht vorbei, wo heftiger Regenguß den Boden aufbrach und fortstieß. Zuweilen hebt ein einsamer Baum den grünen Fittich seiner Krone in die sandige Luft. Zuweilen unterbricht die Wellen der Hügel kaum merklich das lößgebackene Dach eines Gehöftes. Von irgendwoher trottet ein Esel. Auf ihm zwischen Wasserkrügen hockt ein zerlumptes Kind. Unter unseren Rädern wühlt der Sand sich auf. Zwischen uns und das enteilende Land hängt er sich wie ein schwer Durchdringbares. Manchmal wirbelt der Wind den Staub in sich selbst hoch, daß er als dünne Säule emporsteigt und, wenn die Körner nahe dem Boden zurückfallen, als ein Bodenloses im unendlichen Raum schwebt. Irgendwo im unsichtbaren Westen vergeht der Tag. Irgendwo beginnt die gedämpfte Symphonie des Dämmerns. Da bleibt kein Stück Erde, das sich nicht füllte mit Glanz und Schein. Eintönige Nuancen wandeln sich zu Farben, vom Schwarzviolett der Nacht bis zum Rotgelb der Sonne. Kaum aber, daß sie sich vollsogen, zerfallen sie wieder und gehen ein in den bleichen Schatten südlicher Nacht. Und die Ebene weitet sich noch mehr, wird noch undurchdringbarer. Nichts bleibt mehr wirklich. Alles wird Zeichen zur Deutung, wenn es aus dem Dunkel taucht und an uns vorbei in das Dunkel zurückschwimmt. Kaum, daß du es spürst, verfallst auch du dem Unergründlichen der nächtlichen Wüste, bis von ferne schwaches Licht menschliche Ansiedlung verheißt und dich zurückbringt in das zweckbegrenzte Sein der unsern.

(Entstanden 19.12.46 – Jerusalem 27.1.47)



Juli 1945, während des Militärdienstes

III. LEBEN IN ISRAEL (1948-1993)

*»Glücklich auch unter Kanonenkugeln«:
Neues Leben angesichts des Todes*

Nachmittags
(an der Front in Jerusalem)

In Stille, die wie Schatten,
der plötzlich in Grelle fällt,
klingen zerschossene Drähte
wie fernes Herdengeläut.
Unter roten Dächern liegen
die Häuser ruhig am Berg.
In Gärten duften die Nelken,
ein Vogel singt irgendwo.
Ein junger Baum hebt freudig
die Triebe zum sonnigen Licht,
als sei nicht eben sein Zweig erst
von feindlicher Kugel geknickt.
5.8.1949

Aus den Tagebüchern 1949-1956

[Wohl Frühjahr 49] Borocho³⁶
Solange ist es her, dass ich nicht mehr schrieb und es ist
schwer wieder zu beginnen. Es scheinen Jahrhunderte
verflossen zu sein. Das vergangene Jahr gehört zu den
schwersten aber auch wohl zu den glücklichsten meines

³⁶ Jenny und Esra Aloni – verheiratet seit dem 4.1.1948 – wohn-
ten von Oktober 1948 bis Mitte 1952 in Schechunat Borocho.
Sie zogen dann nach Ramat Gan/Kirjat-Borocho, von dort Mitte
August 1957 nach Gane Yehuda.

Lebens. Wir waren in unserem Zimmer auf dem hohen Dach³⁷ welches wir die ganze Zeit (bis zum ersten Waffenstillstand)³⁸ nicht verliessen, glücklich auch unter Kanonenkugeln. Später als Esra bei den schweren Mörsern arbeitete versprach ich ihm bei Angriffen nicht oben zu bleiben und ging zu seinen Eltern. Die Zeit welche ich in der Frontlinie als erste Hilfe verbrachte, werde ich nie vergessen. All dieses und so auch der Tag der Ben Jehuda Strasse³⁹ hat die Beziehung zum Tod geändert und damit wohl auch zum Leben. Seltsam ist, dass ich inmitten des Todes (täglich sah ich Verwundete oder Tote) viel weniger an den Tod dachte. Mit gewisser Berechtigung könnte man sagen, inmitten des Todes bist du von Leben umgeben.

Eben sah ich auf der Strasse wie man einen Hund abschoss – (wegen der Tollwutfälle in der letzten Zeit) und da erinnerte ich mich an Jerusalem. Genau so war es, wenn ein Mensch plötzlich von einer Kugel getroffen blutüberströmt auf der Strasse niederbrach. Auch meine Empfindungen waren so. Der Verstand weiss vielleicht dass es einen Unterschied gibt zwischen Mensch und Tier. Das Herz fühlt den Schmerz dass Leben getroffen wurde.

Bei unserem Zusammentreffen in Deutschland vor ungefähr 1½ Jahren, versprach mir Fräulein Zander einige von den Gedichten, welche ich ihr einmal gesandt hat-

³⁷ Die Dachwohnung der Alonis befand sich in Jerusalem in der Bezalel Strasse, der heutigen Schazstrasse.

³⁸ Der jüdisch-arabische Krieg, der zur Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel führte, zog sich insgesamt über eineinhalb Jahre hin, vom 30. November 1947 bis zum 20. Juli 1949.

³⁹ Am 22. Februar 1948 explodierten in der Ben-Jehuda-Straße im jüdischen Teil Jerusalems drei mit Sprengsätzen versehene Fahrzeuge, die von britischen Deserteuren für arabische Auftraggeber eingeschmuggelt worden waren. Bei der Explosion starben mehr als 50 Menschen, es gab viele Verletzte und Sachschäden in Millionenhöhe.

te.⁴⁰ Einige von ihnen waren mir so fremd geworden dass ich geglaubt hätte, wenn man mir so gesagt hätte, dass es die Gedichte von jemand Fremdem wären.

1.9.52

Das schönste an unserer Wohnung ist der Blick aus dem Küchenfenster. Kein Haus stört das Sehfeld. Über die eng gepflanzte hoch aufragende Zypressenhecke die dem hinter ihr liegenden Orangerhain als Windschutz dient geht das Auge über Felder zwischen denen hier und dort weisse Häuser hervorblinken, zu den wie mit blauem Dunst eingehüllten Bergen Judäas. An klaren Tagen siehst Du die schmalen Funktürme Ramallas. Aber niemals bleibt dieser Anblick sich gleich. Dies ist nur eines seiner Gesichter. Da sind die Tage, da die Luft so durchsichtig klar erscheint als wolle sie auch noch die verborgenste von den Formen der Landschaft preisgeben. Und doch wüsstest du nicht um die Berge so kahl und verklüftet, du würdest sie nie erahnen. Und andere Stunden sind, zumal in den frühen Morgenstunden, wenn ein heisser Tag sich in den Dunst über dem Orangerhain ankündigt. Dann sind mir die Zypressen die ersten Bäume eines grossen Waldes, und hinter ihnen wogt in Stille das unergründlich weite Meer der Bäume. Vor den dunklen Zypressen läuft wie ein weisses Band und schnurgerade die Landstrasse. Wenn ein Autobus oder ein Radfahrer daran entlang fährt so erinnere ich mich jedesmal der Bühne der Marionettentheater meiner

⁴⁰ Jenny Rosenbaum traf ihre alte Paderborner Deutschlehrerin Margarete Zander (1891-1986) während ihres Aufenthaltes in München 1947. Sie hatte Frau Zander 1936 eine Reihe von Gedichten geschickt. Im Begleitbrief vom 23.9.1936 (B 124) schrieb sie dazu: »Sie bitte ich um Kritik. Ich sehe, wie erbärmlich es ist, aber ich weiss, dass es mir selbst sehr viel ist, nicht seines Wertes wegen, aber es ist ein Teil meiner selbst. Es ist bisher alles nur Bruchstück. Sie werden es selbst sehen. Vielleicht würde ich jetzt etwas schaffen können, wenn ich Zeit und Ruhe hätte.«

Kindheit. Beide scheinen ohne Tiefe zu sein. – Überhaupt die Bilder der Kindheit und besonders ihre Landschaften, die Paderborner und die des Beringhäuser Sauerlands. Immer scheinen sie gegenwärtig zu sein. Wenn ich mit jemandem spreche, wenn ich denke immer ziehen ihre Bilder im Hintergrund wie ein Film vorüber, besonders die Berge und Wälder des grosselterlichen Dorfes.

3.11.56 Schabbat

Inzwischen haben sich Dinge zugetragen die ich noch vor einer Woche als phantastisch erklärt hätte und deren Zustandekommen mir auch jetzt noch nicht ganz verständlich ist.⁴¹ Israel hat mit Frankreich und England als Bundesgenossen fast die ganze Sinaihalbinsel erobert, ausserdem den Gazastreifen. Heute ist syrisches und irakisches Militär in Transjordan⁴² eingezogen. Wer weiss, was noch sein wird? Inzwischen ist fast jede Nacht Alarm, aber es war bisher kein Luftangriff. Wir gehen nicht in den Luftschutzbunker gegenüber im Park. Esra ist einer der wenigen, die bisher noch nicht einberufen wurden. Ich glaube, wenn Ruth und ich nicht wären, hätte er sich schon freiwillig gestellt, obwohl man ihn sicher wie einige andere wieder nach Hause geschickt

⁴¹ Die Suez-Krise begann im Juli 1956 mit der Verstaatlichung des Suez-Kanals durch Ägypten. Nach ergebnislosen Konferenzen in London begann am 29. Oktober 1956 eine von Frankreich und Großbritannien unterstützte israelische Militäraktion, die sowohl von den USA als auch von der UNO scharf verurteilt wurde. Während israelische Truppen die gesamte Sinai-Halbinsel in Besitz nahmen, eröffneten Frankreich und Großbritannien eine zweite Offensive am Suez-Kanal. Am 2.11. erzwang die UN-Vollversammlung die Feuereinstellung durch Israel, Frankreich und Großbritannien, nachdem die UdSSR mit Raketenangriffen auf London und Paris gedroht hatten. Unter dem massiven Druck der Sowjetunion mussten die Israelis abziehen, und UN-Truppen besetzten die Kanalzone.

⁴² Gemeint ist das Königreich Jordanien.

hätte mit dem Bescheid dass man ihn schon rufen wird, wenn man ihn braucht. Übermorgen muss er sich sowieso (alle drei Monate) stellen. Dann wird man ihn sicher einziehen. Wäre Ruth nicht, oder wären Esra's Eltern bei uns, würde ich sicher auch in ein Krankenhaus oder als Fürsorgerin arbeiten gehen.⁴³ Am vergangenen Dienstag als die Lage sehr bedrückend aussah, denn es schien als seien alle gegen uns, fuhren wir nach Jerusalem, um die Eltern zu uns zu holen, damit sie nicht allein dort sind. Mally wäre sicher mitgefahren aber Siegmund wollte nicht recht und als dann während des Abends Nachrichten durchkamen, aus denen hervorging, dass sie vielleicht vorerst in Jerusalem sicherer als bei uns sind, hatte ich auch nicht den Mut zu sehr in sie zu dringen. Jedenfalls haben sie gesehen, dass wir sie haben wollen. Ich möchte, es wäre schon alles vorüber.

4.11.56

Den Radio Nachrichten nach ist der Kampf um die Sinaihalbinsel beendet. Ich müsste froh sein aufatmen, nicht daran denken, welche Komplikationen von Irak, Syrien oder von Amerika drohen. Doch ob es meine Till Eulenspiegel Natur ist oder was immer, ich bin bedrückt. Ich bin des ewigen Denkens in militärischen Begriffen überdrüssig, will weder siegen noch besiegt werden sondern in Ruhe mein Leben ausleben, doch zweifle ich, ob es irgendwo in der Welt ein Land gibt, wo mir das möglich wäre. Der Hauptgrund hierfür, ich liebe das Land Israel und könnte, für immer von ihm getrennt, wohl nur eine zerrissene Existenz führen. Und dann, obwohl ich zur Selbsterhaltung gegen sie kämpfen musste und muss, hasse ich die Araber nicht. Tief in mir lebt die Hoffnung, dass wir mit ihnen zu einer wirklichen Ver-

⁴³ Die Tochter Ruth wurde 1950 geboren. Esra Alonis Eltern, Siegmund und Mally Eichengrün, waren 1934 nach Palästina ausgewandert.

ständigkeit gelangen können und zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Austausch. Diese Idee ist nicht phantastischer als so manche andere, welche die Geschichte den Wirklichkeitspolitikern zum Hohn Tatsache werden liess. Stärker als alle Ideologien und Gedanken ist das Verlangen in mir nach Ruhe, Ruhe des Geistes und der Besinnung. Doch ich glaube nicht daran, dass ich je dazu gelangen werde, und so bleibt mir nichts anderes als unser kleines Glück, unser zufriedenes Zusammensein von Esra Ruth und mir. Das eigentlich nur macht das Leben erträglich.

Eichmann in Jerusalem: Imaginierte Wiederbegegnung mit Tätern

Begegnung

Guten Abend. Ich erlaube mir einzutreten. Fragen Sie mich nicht, wie ich hierhergekommen bin, wer mich hereingelassen hat. Es gibt Mittel und Wege. Niemand dürfte das besser wissen als Sie. Ich habe ein Recht hier zu sein. Ich erlaube mir, mich neben Sie auf die Pritsche zu setzen. Ich nehme an, daß Sie nichts dagegen haben. Entsinnen Sie sich noch, wann wir uns das letzte Mal begegnet sind? Wohl kaum. Ich war damals nichts als eine Nummer, eine Nummer unter vielen tausenden, ja, ich übertreibe nicht, wenn ich sage unter Millionen. Sie dürften das besser wissen als ich. Es stimmt wirklich, Sie haben unsere letzte Begegnung vergessen. Ich sehe es Ihrem Gesicht an. Vielleicht erkennen Sie mich nicht, weil ich mich so verändert habe. Damals war ich ein Gerippe, fast verhungert, denn die Kost bei Ihnen war nicht gerade üppig. Ich möchte sagen, sie war geradezu erbärmlich. Sie reichte kaum aus, mich am Leben zu erhalten. Das war nur zum Teil Ihre

direkte Schuld, soweit es nämlich die Festsetzung der Essensquote betraf. Dafür, daß diese Quote dann bei jeder Instanz, die sie durchlief, noch weniger wurde, waren Sie wohl nur noch mittelbar verantwortlich. Wieviele Instanzen sie durchlief, wissen Sie besser als ich. Sie können sich vorstellen, was übrig blieb, wenn mir meine Ration zugeteilt wurde. Es mag Ihnen seltsam vorkommen, daß ich mich so lange beim Essen aufhalte. Aber damals gab es nichts, was wichtiger war. Alle Ideologien der Welt konnten ein Stückchen Brot nicht aufwiegen. Sie erinnern sich, wie gesagt, nicht mehr an mich. Die Umstände haben sich auch zu sehr geändert. Damals saßen wir nicht nebeneinander auf einer Pritsche. Damals empfingen Sie mich in Ihrem Arbeitszimmer. Es war ein nüchterner Raum, soldatisch einfach, nicht so protzig und überladen wie bei manchen Ihrer Kollegen, fast so einfach wie diese Zelle hier, möchte ich sagen. Auch damals nahm einer von uns beiden nur widerwillig an der Unterhaltung teil. Damals war ich es. Sie versuchten, Angaben über gewisse Persönlichkeiten aus mir herauszupressen. Es wäre Ihnen auch gelungen. Ich zweifle nicht daran. Sie besaßen erprobte Mittel. Nur wußte ich die gewünschten Einzelheiten wirklich nicht. Selbst Sie sahen das schließlich ein. Heute, ich glaube, ich irre mich nicht, sind Sie es, der keinen Wert auf diese Unterhaltung legt. Vieles hat sich seit jenem letzten Mal geändert. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, die Welt hat sich geändert. Es wäre natürlich möglich zu argumentieren, daß sie sich im Grunde gleich geblieben ist, die gleichen Probleme, die gleichen Intrigen, nur hier und da eine Verschiebung der Schwerpunkte und Machtverhältnisse. Aber wir beide haben uns bestimmt geändert. Das müssen Sie zugeben. Wir sind gealtert. Das ist eines von den Dingen, welche wir gemeinsam haben. Früher hätte es Sie sicher empört, wenn ich von Ihnen und mir als wir

gesprochen hätte. Heute müßte ich es sein, der empört ist. Aber komischerweise bin ich es nicht. Das ist eine der Verschiedenheiten zwischen uns.

Ich sehe, Sie erinnern sich nicht an mich, so wie Sie mich auch das vorige Mal nicht erkannt haben. Damals in Ihrem Arbeitszimmer war ich ein ausgehungertes menschliches Skelett plus einem gewissen, nicht genau bestimmbareren Etwas. Heute bin ich älter geworden, zweiundzwanzig Jahre älter. Auch Sie sind alt geworden, glauben Sie es mir. Sie haben graue Haare und Falten im Gesicht. Damals sahen Sie blühend und fesch aus und sehr selbstsicher. Sie waren Herr über das Schicksal von Millionen, und ich hatte den Eindruck, daß Sie auch über Ihr eigenes Schicksal Herr zu sein glaubten. Vielleicht war es auch fast so. Aber doch eben nur fast so, und fast Herr darüber zu sein ist nicht genug. Das hat sich herausgestellt. Und Sie wissen ja, Ihre Weltanschauung lehrt, was die Geschichte beweist, ist richtig und gerecht.

Sie ahnen, wer ich bin? Nein, ich sehe es Ihnen an, Sie ahnen nicht, wer ich bin. Sie wissen es heute so wenig, wie Sie es damals bei unserer letzten Begegnung gewußt haben. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie, es sind jetzt dreißig Jahre her, drei Freunde hatten, von denen einer Kommunist, einer frommer Katholik und einer Jude war, werden Sie dann erraten, daß ich dieser Dritte bin?

Sie pflegten unser Haus zu besuchen, und wenn meine Mutter Sie zum Abendessen einlud, blieben Sie. Auf Grund dieser Feststellung wäre ich vielleicht berechtigt, Sie mit vertraulichem Du anzureden. Doch ich nehme an, daß Sie darauf ebenso gern verzichten wie ich.

Entsinnen Sie sich noch, wie wir oft bis in die Nacht hinein diskutierten? Sie waren damals schon Nationalsozialist. Ich kann bezeugen, daß Sie nicht, wie einige Zeitungen behauptet haben, ein Mitläufer und Opportunist waren. Nur daß damals unsere Anschauungen lediglich

Theorien waren und wir noch glaubten, es sei möglich, entgegengesetzte politische Meinungen zu haben und doch Freunde zu bleiben. Heute mag das absurd klingen. Aber genau so war es. Was die Juden betraf, so maßten wir den diesbezüglichen Äußerungen lediglich Propagandawert zu.

Sie waren in der Diskussion immer ein wenig benachteiligt, denn abstraktes Formulieren gehörte nicht zu Ihren Stärken. Ich genoß es, Ihre Anschauungen unbarmherzig zu zerrupfen und lächerlich zu machen. Sicher hat Sie das mehr als einmal verletzt und gegen mich aufgebracht. Vielleicht war dieses sogar einer der Gründe, warum Sie sich gerade die Judenfrage als Ihr Spezialgebiet wählten.

Ich erfuhr übrigens, daß unsere beiden Freunde, der Kommunist und der fromme Katholik, an der Front fielen. War das ein Zufall? Oder veranlaßten Sie diesen Zufall, weil es Ihnen unangenehm war, durch sie daran erinnert zu werden, daß Sie früher einmal Umgang pflegten mit Kommunisten, frommen Katholiken und, ich darf es hinzufügen, mit Juden?

Denken Sie noch manchmal an dieses Städtchen, an unseren gemeinsamen Heimatort? Sehnen Sie sich manchmal nach ihm zurück? Oder kennen Sie solche Regungen nicht? Ich habe mich nie ganz von der Sehnsucht nach dieser kleinen Stadt mit ihren Fachwerkhäusern und versteckten Gärten zu befreien vermocht, wenn eine solche Sehnsucht auch allen Theorien widerspricht, der Ihren sowohl als meiner eigenen. Der Ihren, weil wir Juden heimatlose Strolche sind, die kein anderes Vaterland kennen als das Geld, meiner eigenen, weil meine Heimat hier im Lande meiner Väter ist und nicht dort, wo ich zufällig geboren wurde. Doch ich habe es immer wieder unmöglich gefunden, gemäß vorgefaßten Meinungen zu leben. Deshalb bin ich auch heute zu Ihnen gekommen. Sie verstehen das nicht? Ich werde es Ihnen sogleich erklären. Ich bitte Sie nur, nicht ungeduldig zu

werden, wenn ich dazu vielleicht ein bißchen weit aushole.

Entsinnen Sie sich noch, kurz nach der Machtübernahme durch Ihre Freunde teilten Sie mir mit, es wäre wohl ratsam, nicht mehr gemeinsam auf der Straße gesehen zu werden. Sie waren ein wenig befangen. Damals kannten Sie so etwas noch. Ihre neue Haltung war noch nicht ganz in Sie eingedrungen.

Ich begriff. Ich begriff nur zu gut. Dieses Begreifen der Beweggründe anderer, selbst wenn sie gegen mich gerichtet sind, ist eine meiner fatalsten Eigenschaften. Wie oft habe ich nicht schon Gelegenheit gehabt, dieses Begreifen anderer zu verfluchen, dieses Rechtfertigen der Beweggründe auch noch derer, die meine Feinde sind. Aber ich kann mich ebensowenig ändern, wie ich zum Beispiel Sie ändern könnte.

Seit jenem Tage wurden wir wirklich nie mehr zusammen gesehen. Wir begegneten uns noch manchmal auf der Straße, wie das in einer kleinen Stadt unvermeidbar ist. Aber Ihre Blicke wurden immer eisiger, einen je höheren Rang Ihre Uniform anzeigte.

Ob Ihr früherer Umgang mit Juden Ihnen nicht doch zuweilen Schwierigkeiten verursachte, weiß ich natürlich nicht. Vielleicht haben Sie diesen dunklen Fleck in Ihrer Vergangenheit durch besondere Grausamkeit oder, wie Sie es nennen würden, durch besondere Einsatzbereitschaft für die totale Lösung der Judenfrage löschen wollen.

Ich sitze neben Ihnen und bedenke, daß Sie es sind, der verantwortlich war für den Mord meiner Familie, für das Abschlachten von Hunderten von Menschen, die ich kannte, für den Tod von Millionen anderer, die ich nicht persönlich gekannt habe. Ich überlege mir, daß Sie, wenn vielleicht auch in weniger direkter Form, für mein eigenes Leid mitverantwortlich sind. Wundert es Sie, daß ich es wage, neben der Vertilgung von Millionen auch

mein eigenes kleines Leid in die Waagschale zu werfen? Aber dieses mein eigenes kleines Leid ist mein einziger Maßstab, um jenes unsägliche Dulden der anderen zu messen.

Da sitzen Sie in der einfachen, gewöhnlichen Kleidung eines Durchschnittsmenschen. Auch Ihr Gesicht ist das Gesicht eines gewöhnlichen Menschen, nicht übermäßig weich, nicht übermäßig grausam. Ja, ich meine sogar einen Anflug von Leid in Ihren Mundwinkeln zu lesen. Ich kann es nicht begreifen, daß Sie der Mann sind, der Sie sind. Hunderte von Dokumenten bezeugen es, und Sie selber haben es bestätigt. Aber ich kann es nicht begreifen, ich vielleicht weniger als andere, denn ich habe Sie ja gekannt, als Sie noch nichts waren als ein Mensch wie viele andere, mit den Vorzügen und Schwächen eines Menschen wie viele andere.

Wissen Sie, daß Sie mich den Haß gelehrt haben? Es war der Haß des Unterdrückten gegen den Unterdrücker. Wenn ich durch die Straßen ging und Zeitungen, Litfaßsäulen, Parkbänke, Uniformen und Lieder mir meine Minderwertigkeit entgegenschrien, dann glaubte ich fast selbst daran, glaubte daran gegen meinen Willen, und ich haßte Sie dafür. Ich malte mir aus, was ich mit Ihnen tun, wie ich mich an Ihnen rächen würde, wenn sich mir die Gelegenheit zur Rache bieten würde. Aber ich wußte, diese Gelegenheit würde sich mir nie bieten, so sehr hatte Ihre Selbstsicherheit mich beeinflußt. Das hinderte mich nicht, von dieser Rache zu träumen, sie mir in allen Einzelheiten auszumalen. Meine Phantasie ersann immer neue Formen der Marter, die alle Ihnen zugebracht waren, denn Sie waren der einzige von meinen Unterdrückern, der mehr als ein Name für mich war. Sie waren in meiner Vorstellung dazu ausersehen, für alle zu büßen. Wundert Sie das? Es war nichts anderes als die Anwendung des Begriffes der Kollektivschuld, welche Sie selber, wenn auch mit anderen Vorzeichen, gepredigt haben.

Es hat sich allerdings nachher herausgestellt, daß die glühendste Ausgeburt meiner Phantasie bei weitem nicht an die von Ihnen benutzten Mittel der Peinigung heranreichte. Ich hätte es Ihnen nie zugetraut. Sie waren immer ein wenig trocken, und Phantasie und Erfindungsgeist gehörten zu Ihren schwachen Seiten. Das zeigt jedoch nur wieder, wie wenig wir die Menschen kennen, die wir zu kennen glauben. Ja, nicht einmal uns selber kennen wir.

Der Zufall, das Schicksal, ein Gott, wählen Sie sich aus, was Ihnen am besten gefällt, hat Sie in meine Hände gespielt. Es wäre nun die Zeit, die Wunschvorstellungen in Taten umzusetzen. Niemand kann mich hindern, mit Ihnen zu tun, was ich will. Ich habe keinen Einspruch und keine Vergeltung von irgendwelcher Seite zu befürchten. Sie wissen das so gut wie ich.

Aber ich sagte vorhin, wir kennen uns selbst nicht. In dem Augenblick, da Sie nicht mehr frei waren, da Sie ein Gefangener wurden, verflüchtigten sich alle meine Rachegefühle. Was immer ich Ihnen antäte, wäre nur ein Bruchteil von dem, was Sie selber ändern, was Sie Menschen angetan haben, die mir nahestanden. Wieso konnte es dann geschehen, daß in mir nichts von all meinen Rachegefühlen blieb? Ich kann es nicht erklären. Ich begreife es selbst nicht. Ich könnte mich hinter den Vorhängen hochtrabender Worte wie Mitleid und Gnade verstecken. Aber ich fühle kein Mitleid mit Ihnen. Und Gnade? Ich weiß nicht, was das Wort eigentlich bedeutet.

Was also ist es, das mich einhalten ließ und mir die Hände bindet? Sie werden es nicht erraten. Es muß Ihrer Natur so fremd sein, daß Sie, würden Sie dieser Einstellung außerhalb des Gefängnisses begegnen, nichts als ein verächtliches Achselzucken dafür hätten. Es ist Scham, eine Scham besonderer Art. Es ist die Scham vor sich selbst ob der Rachegefühle und Mordgelüste. Es ist eine

Einstellung, die den Widerspruch in sich birgt, eine Einstellung, die den Menschen des Grübelns seit je an den Menschen der Tat ausgeliefert hat und ihn unterliegen ließ. Es ist einer der Gründe, warum die Geschichte von jenen Menschen der Tat bestimmt wird, die nicht um sich schauen, die sich nicht kümmern um Recht oder Unrecht, die zu jeder Zeit bereit sind, ihr Unrecht in die geborgten Gewänder des Rechtes zu kleiden. Diese Menschen der Tat haben den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufgehoben und an seine Stelle das eigene Interesse gesetzt. Sie selber waren ein extremer Repräsentant dieser Gattung.

Aber diese Scham ist noch mehr. Diese meine Scham ist etwas, was Sie sicher am allerwenigsten begreifen werden. Nehmen Sie es als Unbegriffenes mit auf Ihren letzten Weg. Denn so wahr ich nichts tun werde, um mich an Ihnen zu rächen, verstehen Sie mich richtig, meinerwegen, nicht Ihretwegen, so wahr werde ich doch auch keinen Finger rühren, um Ihren Tod zu verhindern.

Ich schäme mich, hören Sie, ich schäme mich Ihrer Taten. Ich schäme mich, ein Mensch zu sein, wenn Menschen fähig sind, solches zu tun. Ich schäme und fürchte mich. Ich fürchte mich, auf dem Grunde meines Wesens, in meinen Kindern oder in denen, die ich jetzt Freunde nenne, könnten die Samen ähnlicher Taten ruhen, wie Sie, den ich früher einmal Freund nannte, sie vollbracht haben.

(Entstanden im Juni 1960)

In den schmalen Stunden der Nacht

Die Knochen verwesen,
das Fleisch verwelkt,
und alle Worte sterben
in Radio und Grammophon.
Das Licht auf dem Plakat verfällt.
Das Lachen um den bunten Mund
wird Finsternis und Schweigen.
Der Mond verkommt.
Der Sterne Licht
ist nur noch böses Fehlen.
Die Häuser haben kein Gesicht,
und Hund und Katze stehlen
sich aus der Wirklichkeit.
Ungemessen tropft die Zeit
von den Schattenbäumen.
Durch die Schächte der Alleen
hüpft das Echo des Nichts.
In Gespensterstraßen
auf verlorenem Asphalt
torkelt die Leere.
Und nur die Augen,
Legionen, Millionen
von Leib und Fleisch entbundener,
von Form und Knochen gelöster
glühender Augen
wandern in nirgends endendem Strom
durch die schmalen Stunden der Nacht.

(Entstanden 4.1.1962)

Beethoven

»Stell das Radio ab.«
»Warum? Sie spielen Beethoven.«
»Gerade deshalb stell es ab.«
»Ich begreife dich nicht.«
»Gerade weil es Beethoven ist, ertrage ich die Musik nicht.«
»Ich dachte, du liebtest gute klassische Musik.«
»Nicht Beethoven.«
»Aber warum?«
»Er weckt Erinnerungen.«
»Jede Musik weckt Assoziationen.«
»Böse Erinnerungen.«
»Böse?«
»An Verfolgung.«
»An Aufstand, Revolution, auch Trauer, das würde ich begreifen. Aber Verfolgung?«
»An K.Z.«
»An K.Z.? Du warst nicht im K.Z.«
»Nein, das ist es eben. Ich lebte mit gefälschten arischen Papieren als Diensthote im Hause eines S.S. Offiziers. Am Tage überwachte er die Vernichtung im Lager eintreffender Transporte. Er erzählte seiner Frau davon, während ich das Abendbrot servierte. Nachher pflegte er im Lehnstuhl mit seinem kleinen Sohn auf dem Arm den Klängen des Grammophons zu lauschen. Beethoven war sein Lieblingskomponist.«

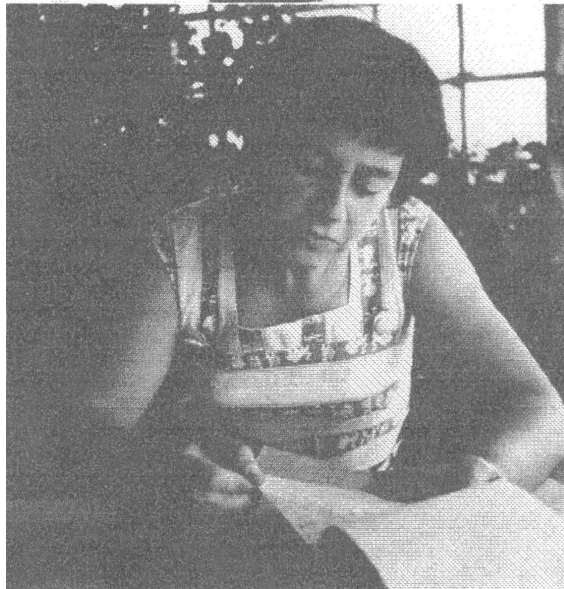
13.3.67

Ich blieb verschont

Ich blieb verschont. Unverdiente Gnade, die schuldig macht. Auch wenn es nicht absichtlich geschah, meine Nummer übersehen wurde oder nicht genügend Zeit blieb. Das unterstreicht nur die Zufälligkeit meiner Existenz. Ich verdanke sie noch nicht voll entwickelter Efficiency, wie andere ihren Tod dem darin bereits erreichten Grade. Heute noch einmal in gleicher Lage hätte ich keine Chance zu überleben. Rechenhirne und Automation im Dienste der Vernichtung. Keine Schuldigen mehr. Druck auf Knopf. Prozeß vollzieht sich rasch und fehlerfrei. In Menschenraffinerie verarbeitetes Rohmaterial, Kreatur statt Rüben. Endprodukt an Stelle feinkörnigen Zuckers in Jutesäcken, Körper in Substanzen aufgeteilt und je nach Verwendungszweck verpackt. Knochenmehl, Fett, Haar, Gebisse. Nur keine Seelen. Was erregt unsern Ekel? Denken wir real ohne unser in Resten anerzogener Begriffe wurzelndes Bedenken. Beachten wir die Vorteile. Material kennt bis zuletzt sein Schicksal nicht. Kein Widerstand. Kein von Menschenhand vollzogenes Blutvergießen. Keine Verrohung des Charakters. Kein unästhetischer Anblick. Keine Seuchengefahr. Alles vollzieht sich sauber und harmonisch. Maschinen arbeiten lautlos. Glatte, mit abstrakten Ornamenten verzierte Wände. Gedämpfte Musik und Beleuchtung. Ideale Kulisse und ideale Atmosphäre für Genuß und Lieben. Was für ein Genuß, was für ein Lieben? Die einzig noch möglichen. Genuß des Leibes und sein Lieben. Wer bestimmt die Auswahl für den Computer? Wer weist ihn an? Irgendjemand, Anonymicus. Nach welchen Kriterien wird ausgewählt? Nach zur Erreichung der Zwecke geformten Ideologien. Nicht Angelegenheit der Technokraten. Ihre Aufgabe ist nur Vervollkommnung des Arbeitsvorganges. Sie sind an den Beschlüssen nicht beteiligt und nicht dafür verantwortlich. Wer ist verantwortlich? Niemand

ist verantwortlich. Der anonyme Griff von einer anonymen Hand bringt den Prozeß ins Rollen. Alle haben zu erdulden, was niemand gewollt hat. Die einzige Möglichkeit sich zu entziehen: Freiwillig ausscheiden. Eine Möglichkeit, die sich als Trug erweist. Millionenfach verwirklicht bedeutet sie idealste Vernichtung, bei der sogar das komplizierte System der Automation überflüssig würde. Welche Konsequenzen ergeben sich für unser ausgeborgtes Leben? Keine hohen Ziele, keine Ideologien. Nur einfaches Sich-Bescheiden. Den Tag nützen. Jeder kann der letzte sein. Variationen nach Umstand und Charakter.

(Entstanden ca. März 1967)



Gane Jehuda, um 1960

Der Sechs-Tage-Krieg: Das Trauma der Kriege

In unserm Dorf. Aus den Tagen vor Beginn der Kämpfe

Sie streichen. Sie streichen das Haus und die Garage. Giebel, Türen, Fensterläden. Grau die Türen, rot die Fensterläden. Rot wie süßer schwerer Wein aus Trauben, die im Garten wachsen. Nicht wie der Wein, wie ... wie was? Sie streichen Ölfarbe auf Eisengeländer, auf hölzerne Giebel. Schwarze Ölfarbe auf Geländer, graue auf Giebel. Schwarze, graue, rote Lackspiegel. Blutweinrote. Weinblut aus ... woraus? Wozu diese Vergleiche? Sie streichen. Sie tünchen Wände inwendig, tünchen mit Kalk, streichen mit Farbe Eingangshalle, Bücherei, Schlafzimmer, Wohnstube, Räume zum Schlafen und zum Leben. Nicht sie, er streicht und tüncht die Wände, er mit den von Brand versehrten Augen, dem Aschenhaar und den gezackten Lippen. Er mischt die Farben. Er mischt sie Gelb mit Blau und einem Ideechen Weiß. Ergebnis: Olivengrün. Olivengrüne Uniformen tragen die Soldaten, olivengrüne oder khakierdene. Auch sein Gehilfe trägt olivengrüne Uniform. Auch sein Gehilfe ist jetzt Soldat. Hosen aus olivengrünem Stoff statt grau-bleichem wie Anstreicher sie tragen. Feldflasche gegen Durst irgendwo in der Wüste statt Farbeimer hier. Geöltes Gewehr statt Pinsel für ölige Farben. Ein Kindergarten nebenan. Kinder, drei, vier Jahre alt. Sie spielen Krieg. Keine Autos mehr, keine Limousinen und Lastwagen, nur Sherman tanks und Raupenschlepper. Bum, bum. Was war das? Ein Einschlag. Kein Einschlag. Noch ist es nicht soweit. Es wird niemals soweit sein. Oder doch? Kanone? Bombe? Flugzeug schneller als Schallgeschwindigkeit? Fenster aushängen. Glas zersplittert. Glasfenster werden im Sommer nicht gebraucht. Nur Drahtnetztüren und Fensterläden. Türen grau und Läden rot

gestrichen. Ein scharfer hoher Pfiff. Erschrick nicht. Kein Geschoß, nur der schrille Schrei des Fischfängers, blau-grün-weiß schillernder Vogel, den sie ganz unzutreffend auch Eisvogel nennen. Ein Schuß. Zweifellos ein Schuß. Ein, zwei, drei Schüsse. Weiterstreichen, fortfahren, solange es möglich ist. Tun, als sei nichts geschehn. Als könne nichts geschehn. Wir werden kommen und euch abschlachten. Eure Dörfer werden wir niederbrennen, eure Städte dem Erdboden gleich machen. Stell das Radio ab. Zum Teufel mit Bangnis und Bedrücktheit. Ist das der richtige Ton? Ein bißchen dunkler oder heller? Mehr wie Wein oder wie Blut? Sandsäcke füllen, Sandsackmauern unter Brückenbögen. Brückenbögen bieten Schutz bei Luftangriffen. So sagen sie. Gräben ausheben. Traktorenknattern. Bulldozer schaufeln Erde. Rechtwinklige Gräben, ein Meter achtzig tief, ein Meter breit und zwanzig Menschen lang. Zwanzig Erwachsene, dreißig Kinder. Sie spielen. Sie proben Alarm. Sie wissen nicht, daß sie Alarm proben. Kinderköpfe verschwinden einer nach dem andern in den Gräben. Probe? Spiel? Richtiger Alarm? Langes, lautes Heulen. Sirenen. Auf und nieder, auf und nieder. Wie Schakale in der Dämmerung. Einer nach dem andern tauchen die Köpfe aus dem Graben auf. Noch ist es nicht soweit. Spiel, Übung, Probe. Um bereit zu sein. Bereit für was? Was niemals kommen soll. Gesplissene Garagentür. Ausbessern der Ritzen und Streichen. Erst Grunden, dann graue Ölfarbe. Heiß glüht die Luft. Kaum aufgetragen, trocknet die Farbe schon. Der Tag brennt wie ein Ofen. Man muß die Zitrusbäume wässern. Sie verdursten. Auch Menschen verdursten. Wollen Sie trinken? Heiß oder kalt? Kaffee, Saft oder Bier? Nachrichten. Haben Sie gehört? Was wird werden? Sie werden es wahr machen und uns abschlachten. Wenn sie es können. Wir sind ein kleines Land. Wir werden kämpfen. Das ist nicht genug. Wir sind ein winzig kleines Land. Wir werden kämpfen und

uns verteidigen. Sie haben mehr Waffen, Flugzeuge und mehr Soldaten. Wir werden kämpfen von Mann zu Mann, von Haus zu Haus. Du sprichst von Kämpfen und nennst dich Pazifistin. Ich bin Pazifistin und ich werde kämpfen bis zu meinem letzten Atemzug. Was anders kann ich tun? Noch eine Tasse Kaffee? Rußland und Amerika, die können Frieden bringen. Wenn sie es wollen. Sie sollen sehen, man wird sich einigen. Bis an den Rand des Krieges, doch nicht weiter. Brinkmanship. Wer die besten Nerven hat, gewinnt. Wolken ziehen durch den blassen Sommerhimmel. Wie immer in dieser Jahreszeit. Doch kein Regen fällt. Wie immer in dieser Jahreszeit. Der Nil steigt, sagen die Leute. Der Nil steigt immer in dieser Jahreszeit. Und immer wieder ziehen Wolken durch heißen Sommerhimmel. Und immer wieder fällt kein Regen. Der Nil steigt. Traktorenknattern, Bulldozer wälzen sich durch trockenes Gestrüpp, Überreste eines grünen Winters, der schon vergessen ist. Hinter Orangenbäumen graben Schaufeln im harten Boden. Orangenbäume, in deren Zweigen noch letzte Früchte hängen, übriggelassen für Gäste aus Europa, die nun nicht kommen. Amerikanische Flotte im Mittelmeer. Russische Schiffe fahren durch die Dardanellen. Kossygin, Johnson, El-Attassi, Eban. Meerenge von Tiran gesperrt. Kein Schiff fährt nach Eilat. Leiter gegen Giebel stemmen. Hinaufsteigen. In einer Hand Farbeimer und Pinsel. Mit der andern Sprossengreifen. Oben auf dem Dach steht er und streicht den First. Kleiner Mann auf rotem Ziegeldach. Dach fast so hoch wie Pappeln. Pappeln bewegen sich im Lufthauch. Blätter spiegeln Strahlen. Sonnenstrahlen. Gleiche Sonne über Tel Aviv, Kairo, Damaskus und Amman. Gleiche Lebensspenderin für Moskau und New York. Gleiches Leben, gleicher Tod. Der letzte Mann, die letzte Frau, das letzte Kind gestorben. Wen kümmert es? Sterne ziehen weiter ihre Bahnen. Sonnen wärmen. Niemand

blieb, den es noch kümmern könnte. Kleiner Mann auf rotem Ziegeldach denkt an Farbnuancen: Bleigrau, Blaugrau oder Aschengrau? Ölfarbe für hölzerne Firste. Nuancen in Farben, in Politik. Kleiner Mann auf rotem Dach fürchtet sich, doch streicht, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt als Holzbalken zu streichen. Kleiner Mann auf rotem Dach streicht gewissenhaft und gut, doch sein Herz ist nicht dabei. Kleiner Junge geht vorüber. Krieg, sagt er, und die da streichen. Er knabbert Maiskolben. Wie Kaninchen. Es gibt keine Kaninchen in diesem Lande, nur Hasen. Was ist es wichtig? Hasen buddeln Gänge. Hasen und Maulwürfe. Auch keine Maulwürfe, nur Wühlmäuse, die aussehen wie Maulwürfe. Hasen und Wühlmäuse. Gänge in der Erde. Menschen, die sich vor Luftangriffen fürchten und Gräben in die Erde graben mit Traktoren, Spaten, bloßen Händen. In Sand, in Chamra, in schwarzem Lehm. Schutz gegen Bomben und Geschosse. Nicht gegen Bomben und Geschosse, nur gegen Splitter. Und gegen Gas. Gegen Gas? Nicht davon sprechen. Nicht daran denken. Frische Farbe glitzert in der Sonne. Krieg, fragt das Kind, was ist das, Krieg? Schießen, Bombenwerfen, Brand, erklärt der Bruder. Aber, wendet das kleine Mädchen ein, Menschen können dabei sterben. Ja, sagt er und lacht, Soldaten sterben. Dafür sind sie da. Sie sterben und sind Helden. Sterben, sagt das Kind. Ja, sagt er, sterben, tot. Tot, sagt das Mädchen. Ja, sagt der Bruder, tot und begraben. Tot und begraben, sagt sie, und wann kommen sie zurück? Weiß nicht, gesteht der kleine Junge. Dachfirst linke, Dachfirst rechte Seite, Herabsteigen, Hinaufklettern. Pinsel, Farbeneimer, Leitersprossen. Vorsicht, nicht fallen. Darauf achten, daß die Leiter fest auf dem Boden steht. Wolken in blauem Sommerhimmel. Wolken vom Nil oder auch nur ganz einfach so vom Meer. Wolken, die vorüberziehen und keinen Regen bringen. Morgenzeitung, Mittagsblatt, Extraausgabe. Radio. Nachrichten

aus Jerusalem, Beirut, London, Washington, Amman. Spannungen an allen Grenzen. Siedende Atmosphäre. Spürbar, riechbar, tastbar. Trinken Sie Kaffee? Wieviel Kaffee und wieviel Zucker? Auch Milch? Gehäufter Löffel Kaffee, zwei gestrichene Löffel Zucker und nur ein paar Tropfen Milch. Wie weit werden sie es treiben? Bis an den Rand. Bis vor den letzten Schritt. Nicht weiter. Glauben Sie es mir. Wer kühlen Kopf behält, der wird gewinnen. Sie werden sehen. Er glaubt es oder möchte glauben. Tassenspülen, Wäschewaschen, Bäume gießen. Trinkwasser vorbereiten für den Notfall. Tun als sei nichts geschehn, als könne nichts geschehen, als laufe alles seinen Gang wie immer. Und vorbereitet sein für das Allerschlimmste. Luftangriffe, Gas, Vernichtung, Kämpfe von Haus zu Haus. Bereit sein, doch es nicht zeigen. Wir werden uns verteidigen. Wir müssen es. Keine Erregung zeigen. Nicht nur nicht zeigen, nicht fühlen. Ruhe bewahren. Tun als sei nichts geschehn, als könne nur geschehen, was jeden Tag geschieht. Weckerrasseln, Aufstehen, Zähneputzen, Waschen, Eierkochen, Milchwärmen, Brötchen aufschneiden und mit Butter und mit Honig streichen. Honig aus den Bienenkörben des Nachbarn. Spülen, Bettenmachen, Bodenkehren. Wie lange noch? Heute, morgen, eine Woche, immer. Noch eine Tasse Kaffee? Ein Stück Kuchen? Selbstgebackener Kuchen mit Pflaumen aus unserm Garten. Eine Zigarette? Wenn es Sie nicht stört. Streichhölzer? Bitte. Ein Mystère. Nein, ein Mirage. Mystère, Mirage, Mig, Iljuschin, Hunter. Oder Sochoj. Wer kennt sich aus? Nur kleine Jungen und Piloten. Kampfflugzeuge, schwere Bomber. Sie üben. Jede Minute kostet ein Vermögen. Sie müssen üben. Um bereit zu sein für jeden Fall müssen sie es. Auf jedes Flugzeug hier mehr als fünf Flugzeuge drüben. Und wieviele Menschen, wieviele Soldaten? Einer von uns ist mehr wert als zehn von ihnen. Er muß es sein, wenn wir bestehen

wollen. Wir wollen bestehen. Können wir es? Können wir bestehen gegen Übermacht von Menschen und Material? Wir müssen. Müssen bedeutet noch nicht können. Und wenn wir nicht bestehen? Wir werden kämpfen bis zum letzten. Wir werden unser Leben teuer verkaufen. Reis, Mehl und Zucker kaufen. Wozu? Wer braucht Reis und Mehl zum Sterben? Wer spricht von Sterben? Wir wollen leben. Leben will ich, hast du gehört, leben. Sie werden kommen und uns abschlachten. Es gibt kein Mehl und gibt kein Öl in den Geschäften. Wir sind verloren. Wer kreischt da so? Stopft ihr das Maul. Sie soll sich schämen. Was willst du von ihr? Sie ist eine primitive Frau. Warum primitiv? Sie fürchtet sich und hat die Nerven verloren. Jedem kann es geschehen. Nicht daran denken. Nerven schonen, solange das möglich ist. Geschirr abwaschen, Sandsäcke füllen. Wände kalken, Türen streichen, Fenster, Gitter, Dachrinnen. Tun als sei nichts geschehen, als könne nichts geschehen. Türen mit grauer, Fensterläden mit roter Ölfarbe. Der Briefträger kommt nicht mehr. Schulkinder verteilen die Post. Er wird sie niemals mehr verteilen. Er wurde eingezogen. Er hatte einen kleinen schwarzen Schnurrbart und pfiffige schwarze Augen. Pfiffige Augen und Mund, der Lieder pfiff. Lieder waren sein Erkennungszeichen. Hewenu schalom alejchem, wir bringen euch den Frieden, war sein Lieblingslied. Kennmarke aus hartem Metall. Hart genug, um Feuer zu widerstehen und doch so weich, daß es sich prägen läßt. Name und Nummer bleiben unversehrt. Wie heißt er? Was ist es wichtig, wie ein Toter heißt. Soldat getroffen von Kugel, Schrapnell, verbrannt. Was ist es wichtig, wie Soldaten sterben? Wie hat er geheißen? Soldat Nummer irgendwie. Nicht Soldat, Briefträger der lustigen Lieder. Namen vergessen. Vergessen? Nie gewußt. Was redest du? Noch lebt er. Er wird leben. Leben wird er, sage ich dir. Karten, Telegramme, Telefongespräche aus aller Welt. Wir sind be-

sorgt. Kommt zu uns. Wie können wir euch helfen? Im ejn ani li, mi li? Wenn ich nicht für mich bin, wer wird dann für mich sein? Sprüche der Väter. Und wenn nicht jetzt, wann dann? Und wenn ich nur für mich bin, wer bin ich dann? Keine Nachricht von den Soldaten, von Vater, Bruder, Sohn und Mann. Jemand hat jemanden gesehen. Jemand hat angerufen, daß jemand jemanden gesprochen hat, der ihn gesehen hat. Ein Lebenszeichen, Gott sei gelobt. Ich habe drei dabei, Mann, Sohn und Tochter. Ich Sorge mich. Nicht um mich selber. Es ist nicht wichtig, was mit mir geschieht. Ich habe den Weltkrieg in Rußland miterlebt. Mein Mann fährt Fallschirmspringer an die Front. Gelbleibiger Bulbul im grüngefiederten Geäst der Trauerweide. Sie streiten. Nein, sie streiten nicht. Sie schimpfen. Sie versuchen, den Kater auf der Veranda zu verscheuchen. Sie fliegen ganz nah an ihn heran. Ein Nest. Es muß ein Nest in dem Plumbagostrauch verborgen sein. Kater rührt sich nicht. Streckt seine Pfoten aus und läßt sich von der Sonne wärmen. Vogelschnattern stört ihn nicht. Auch nicht das scharfe Zischen der Kampfmirages. Die Vögel zwitschern aufgeregt, wagen sogar mit Flügeln schlagend ihn anzugreifen. Sie trauen seiner Ruhe nicht. Wie können sie wissen, ob er, weil satt, sich sonnt oder seine Ruhe nur eine List ist? Wattebäusche, Dreieckstücher, Mullbinden, Sicherheitsnadeln, Verbandstoff für erste Hilfe. Geräteschuppen ausgeräumt. Statt Spaten, Harke, Schlauch und Rasenschneider nun Feldbett, Stallaterne, Palgin und Baldrian. Schwarz glitzernde Ölfarbe für Geländer. Durchsichtigen Lack für Dach. Amerikanische Flugzeugträger im Mittelmeer. Russische Kriegsschiffe diesseits des Bosporus. Riesenkaktus blüht. Er blüht nur eine Nacht vom Abenddämmern bis zum Morgengrauen. Grüner Baumfrosch hockt auf Zackenblättern weißer Blüte. Kinder spielen in Sand. Sie füllen Säcke mit Spielzeugschaukeln. Säcke aus Nylon und aus Jute. Gasballone

mit Sand umstellen. Gas? Gott schütze uns. Mann mit Esel verteilt Flaschenmilch wie jeden Morgen. Grünes Auto sammelt Schmutzwäsche in Häusern und verteilt saubere Bündel. Mäntel, Röcke, Kleider, Hosen gereinigt wie gewöhnlich, nur daß statt Mann Frau am Steuer sitzt. Nachbarinnen helfen ihr, sortieren, numerieren, zählen und verpacken. Wir werden eure Städte in Grund und Boden bombardieren. Wir werden sie verbrennen. Wir werden kommen und euch abschlachten. Wir dürfen uns solche Drohungen nicht gefallen lassen. Es ist an der Zeit, ihnen den Mund zu stopfen. Was redest du? Wir müssen warten. Solange noch ein Funken Hoffnung auf friedliche Regelung vorhanden ist, müssen wir es versuchen. Sie reden, reden, und nichts kommt dabei heraus. Hast du die Übertragung der UNO-Sitzung mitangehört? Worte, nichts als Worte. Zu Phrasen erniedrigte Ideale. Wir müssen uns selber helfen. Niemand anders wird es für uns tun. Hättest du je in einem Krankenhaus mitangesehen, wie Menschen Monate nach einem einzigen Schuß noch um ihr Leben ringen, du würdest nicht von Losschlagen sprechen. Bereit sein. Sich auf das Schlimmste vorbereiten und hoffen, daß es nicht geschieht. Was ist das Schlimmste? Tod? Ausgerotetwerden? Langsames Dahinsiechen? Erniedrigung? Unterdrückung? Ende des Traumes eines jüdischen Landes? Schluß. Nicht weiterdenken. Tun, als sei nichts geschehn, als könne nichts geschehen. Weinen eines Kindes. Wer weint warum? Was gibt es zu weinen? Kinderleid. Fall, Verbot, Enttäuschung. Tränen für Kinderschmerz. Andere Schmerzen kennen nur trockene Augen. Farbe trocknet rasch in glutenheißem Mittag. Kaum aufgetragen, verhärtet sie. Wir müssen hart werden. Hart werden und geschmeidig bleiben. Zweige der Trauerweide biegen sich, doch brechen nicht. Wir müssen uns selber helfen. Niemand anders wird es für uns tun. Öffentliche Meinung in der Welt. Schade, werden sie sa-

gen, wenn es uns nicht gelingt, uns zu verteidigen, wenn wir besiegt werden und untergehen. In unserm Falle ist Besiegtwerden gleich Untergehen. Schade, werden sie sagen, es war ein kleines interessantes Land. Es war und ist nicht mehr. Sie kämpften tapfer. Ein paar Zeitungstränen. Für ein paar Tage sind wir interessant, liefern Sensation für den verwöhnten Gaumen des internationalen Publikums. Vorspeise zum Frühstück. Dann sind wir vergessen. Andere Ereignisse, anderes Geschehen an anderen Orten. Vietnam, Hongkong, China, Kongo, Griechenland, Biafra. Weiter. Was ist der nächste Name? Einige, ein wenig treuer, sentimentaler werden uns eine schöne Leiche machen. Es war einmal ein Land, werden sie schreiben, es war und ist nicht mehr. Menschen träumten in ihm von gerechtem Leben und Frieden. Der Traum ist ausgeträumt. So wird es sein. So wird es nicht sein. So darf es nicht sein. Es wird nicht geschehen. Wir werden alles tun, damit es nicht geschieht. Soll ich die Türe ganz streichen oder nur die abgeriebenen Kanten ausbessern? Nur den unteren oder auch den oberen Küchenschrank? Nur von außen oder auch von innen? Ganz wie Sie wollen. Es hängt von Ihnen ab. Von dir und mir und ihm und ihr hängt ab, ob wir vernichtet werden. Weißt du, wieviele Panzer, Flugzeuge, Raketen, Gewehre, Munition sie haben? Wieviele Soldaten? Welche mächtigen Verbündeten? Wir haben einen Verbündeten, der mächtiger ist. Die Ausweglosigkeit. Wohin können wir fliehen? Selbst wenn wir fliehen wollten. Wir werden unser Leben so teuer wie nur möglich verkaufen, wenn wir schon sterben müssen. Wir werden euch vernichten, schreien Radio und Television täglich, stündlich. Sie meinen es. Sie werden es tun. Wenn sie es können. Es bleibt kein Zweifel mehr daran, daß sie es meinen. Sie haben uns und die Welt davon überzeugt. Ehrliche Propaganda, aber schlechte Propaganda. Erreicht das Gegenteil von dem, was sie erreichen will. Hat andere Mentali-

tät nicht in Betracht gezogen. Fensterläden, Dachfirste gestrichen. Fensterläden rot, Dachfirste grau. Noch blühen Blumen in unserm Garten, Rosen, Myrthen, Gerbera. Noch tragen Bäume reiche Frucht. Ein gesegneter Sommer. Gesegnet und verflucht. Es gibt keinen Krieg. Ganz bestimmt gibt es keinen Krieg. Verlassen Sie sich auf meine Worte. Soldaten sind nach Hause geschickt worden. Kinder in blauen Blusen auf dem Weg zur Schule. Männer in hellen Hemden auf dem Weg zur Arbeit. Sirenen. Auf und nieder, auf und nieder. Alarm? Es muß ein Irrtum sein. Ein Irrtum? Stell das Radio an. Kein Irrtum. Der Ansager teilt mit, im Süden an den Grenzen in der Wüste haben Kämpfe zwischen Panzer-
einheiten begonnen.⁴⁴

(Entstanden im Juni 1967)

Aus den Tagebüchern von 1967

14.6.67 *Schawuot*

Das Radio teilt mit dass zwischen 150-200000 Leute die Klagemauer besuchen. In der Sinai Wüste irren noch Reste der geschlagenen ägyptischen Armee herum und verdursten, teilweise deshalb weil die Ägypter die Wasserzufuhr von Kantara gestoppt haben. Im sogenannten sozialistischen Ägypten kümmert man sich nicht viel um das Los des einfachen Mannes während bei uns im sogenannten imperialistischen Israel jeder Soldat auch als Mensch zählt. Israelische Offiziere gehen im Kampf voran. Deshalb die hohen Verlustzahlen an Offizieren. Ägyptische Offiziere schlagen ihre Leute. Als ein Gefan-

⁴⁴ Nachdem Ägypten die Meerenge von Tiran für israelische Schiffe geschlossen hatte, begann am 5.6.1967 der »Sechs-Tage-Krieg«, der zum größten militärischen Erfolg Israels wurde: Besetzung des Gaza-Streifens, der Sinai-Halbinsel, der Golan-Höhen, der Westbank, der Altstadt von Jerusalem.

gener es in einem Interview im Radio sagte, habe ich es nicht geglaubt. Arje St. hat gesehen wie ägyptische gefangene Offiziere die Soldaten mit Schlägen zum Einsteigen in den Autobus anspornten. Aber das befreit mich nicht von meinem Unbehagen jedesmal wenn ich irgendeine von uns verübte Grausamkeit des Krieges höre auch nicht das Wissen dass sie uns, wie ihre Propaganda in Arabisch, Hebräisch und Englisch immer gehetzt hat, abgeschlachtet hätten, wenn der Krieg eine andere Wendung genommen hätte. Wir hatten keine andere Möglichkeit als uns zu verteidigen, zu siegen oder unsere Haut so teuer wie möglich zu verkaufen. Ich bin erleichtert, dass es so ausgekommen und so schnell vorübergegangen ist. Gleichzeitig bin ich niedergedrückt. Werden wir den Frieden gewinnen so wie wir den Krieg gewonnen haben? Vielleicht wird doch noch ein Wunder geschehen und wir werden richtigen Frieden haben, so wie der Verlauf dieses Krieges ein Wunder war. Ich weiss, aber ich begreife immer noch nicht. Ich möchte schreiben, gestalten, habe auch Ideen, doch ausser diesen Aufzeichnungen nichts, nicht ein einziges Wort, nur ein paar belanglose Briefe⁴⁵, Lebenszeichen von hier.

11.7.67

Mit Mally, Esra und Ruth in unserm Auto nach Jerusalem gefahren und die Altstadt besucht, Schuk⁴⁶, die Moscheen und Klagemauer (in zeitlicher Reihenfolge.) Klagemauer war eine Enttäuschung. Im Gegensatz zu Besuchen vor über zwanzig Jahren hat sie keinen Eindruck gemacht auf mich. Ich denke, man wird den freigesprengten grossen Platz davor landschaftlich gliedern. Vorläufig sieht es schlimm aus und die Menschenmassen

⁴⁵ Brief an Heinrich Böll, vom 27.6.1967 (B 31).

⁴⁶ Schuk (arab.): Markt.

machen eher den Eindruck, als ob sie zu einem Jahrmarkt kommen. Ganz anders der Eindruck von den Moscheen (Omar und Al Aksa) die wunderschön sind. Waren nicht in der Grabeskirche und auf dem Skopus. Es war uns einfach zuviel. Ein anderes Mal. Bedrückend war das Gefühl als Angehöriger der »Sieger« zwischen den Blicken der Araber herumzugehen. Eindruck gemacht hat ein Erinnerungshügel den die Angehörigen des 24. (?) Fallschirmspringer Regiments ihren gefallenen Kameraden errichtet haben. Ein paar Trümmer, zerbrochene Gewehre, Geschossteile und Stahlhelm mit Zement zusammengegossen zu einem kleinen Haufen und mit roter Farbe eine Inschrift daraufgeschrieben.

21.9.67

Wieder herbstet es, der 50. Herbst meines Lebens, an mir vorbeigeronnen und vergessen. Geblieben Erinnerungen, Fetzen von Erinnerungen zufällig aufbewahrt, nicht weil sie durch ein Ereignis, ein Erleben wichtig wurden. Ein Empfinden von nirgendwohin getragen werden im Sturm, der Geruch von nassem Wollstoff im Regen, in Hitze erstarrte braungebrannte Hügel, Wind und Wolken die Regen verheissen, weil du es so erfahren hast, europäischer und israelischer Herbst miteinander vermischt. 50 Jahre und immer noch Sehnen, immer noch Unbefriedigtsein, nicht mit der Umwelt mit mir selber und gleichzeitig doch auch Zufriedenheit mich und die Welt akzeptieren so wie wir sind in unserer Unvollkommenheit und dann wieder schlechtes Gewissen, weil das so ist, weil an die Stelle des wilden gegen die Welt Aufbegehrens, das sich als nutzlos erwiesen hat das sich Abfinden die Einsicht der eigenen Ohnmacht getreten ist. Aber vielleicht stimmt es garnicht und Aufbegehren hat doch Sinn und es war nur naiv Ergebnisse so gleich sichtbar zu erwarten, vielleicht sage ich auch nur, dass es sinnlos sei, um meine Tatenlosigkeit zu entschul-

digen. Die Zeichen des Herbstes mehren [sich]. Gestern fielen ein paar Regentropfen. Die Chazawim⁴⁷ blühen und auch die Zwiebelgewächse mit den langen gelbgeäderten Blättern unter den Kiefern in Ruths Wildblumenecke die wir vor Jahren einmal aus den Jerusalemer Bergen mitgebracht und die sich bei uns vermehrt haben. Ich begreife nicht, wieso sie gerade zur Zeit der grössten Wasserarmut blühen. Unter meinem Stuhl, ich schreibe im Garten liegt Schmonzi unser Kater, hat geschwollene Backe ist in seinem Leben, 3½ Jahre wohl kaum je 2 Monate gesund gewesen. Esra arbeitet in der Werkstatt, Ruth in ihrem Zimmer, nur ich tue kaum etwas.

Vor einer Woche als Ann Molineux, Irmas Enkelin aus London mit ihrer Freundin bei uns war, kam das Gespräch auf Juden. Sie wussten nicht, dass Juden je aus England vertrieben wurden, hatten nie von Ritualmordmärchen gehört. Sie waren vor zwei Jahren und jetzt wieder 6 Wochen hier. Sie hat die Universität besucht (B. A.) ihre Freundin ist Lehrerin.

Festgestellt, dass ich hauptsächlich dann schreibe, wenn ich unzufrieden mit mir bin. Tagebuch vermittelt dadurch einseitiges Bild. Was macht es?

1969

Als der Krieg zu Ende war, nicht der hundertjährige, auch nicht der dreißig-, sieben-, sechs-, vier-, einjährige Krieg. Als der sechstägige Krieg zu Ende war, kamen sie und sagten: Nimm die Verdunkelung herunter, der Krieg ist aus. Ich zögerte. Doch dann ging ich und nahm die schwarzen Vorhänge von unseren Fenstern ab, denn es bestand, so sagten sie, nun keine Gefahr mehr, daß

⁴⁷ Chazawim (hebr.): Meerzwiebeln.

Flugzeuge auf helle Häuser Bomben werfen würden. Als der Krieg zu Ende war, der Krieg, der nur sechs Tage dauerte, doch weißt du, wieviel Leben man in nur sechs Tagen zerstören kann? Als der Krieg zu Ende war, brauchten wir, so sagten sie, die schwarzen Vorhänge nicht mehr. Ich entfernte sie. Doch ich weigerte mich, die Papierstreifen von den Fensterscheiben zu entfernen, obwohl sie sagten, daß wir auch Papierstreifen nun nicht mehr brauchten. Wo keine Bomben fielen, zersplitterte kein Glas. Ich entfernte die Papierstreifen nicht. Als ein Jahr verflossen war, schrieb jemand mit blauem Tintstift auf die Scheibe in der Tür: Ein Jahr seit dem Kriege und setzte ein Ausrufzeichen dahinter. Ich riß die Streifen nicht ab. Als zwei Jahre verflossen waren, schrieb jemand mit rotem Stift und zwei Ausrufzeichen darunter: Zwei Jahre nach dem Kriege. Ich reiße die Streifen nicht ab. Wie kann ich wissen, was sie nach drei Jahren schreiben werden? Ob sie schreiben werden?

(Entstanden Juni 69)

Leben im Raum der Anderen: Frieden gegen Land?

Aus den Tagebüchern 1967-1970

29.11.67

Unser Leben ist eine einzige Kette von Kompromissen, weil seine Probleme unlösbar sind. Um bestehen zu können, schreiten wir von Kompromiss zu Kompromiss. Die Veranda auf der ich sitze gehört zu unserm Haus. Hier ist mein Heim. Ich habe kein anderes, und jeder Mensch braucht ein Heim. Doch der Boden auf dem das Haus steht hat Arabern gehört, die im Kriege 1948 geflohen sind. Er ist noch immer auf ihren Namen im Grundbuch eingetragen. Bin ich bereit auf dieses Heim zu verzichten oder werde ich mein Hierverbleiben recht-

fertigen? Ich werde sagen, sie sind geflohen. Hier auf diesem Stück Boden haben sich harte Kämpfe abgespielt. Der Krieg war nicht unsere Schuld. Wir wollten ihn nicht. Das ist glaubwürdig. Wir galten damals auch in unserer eigenen Beurteilung als die Schwächeren. Wir wollen auch jetzt Frieden. Wir sind bereit, den früheren Besitzern volle Entschädigung zu zahlen. Stimmt und doch bleibt Geschmack von Kompromiss.

»Jonny« fertig. Nicht endgültige Fassung. Schreibe. Doch nur, um dann das Geschriebene wieder zu verwerfen. Beschämend.

Die Luft ist von Flugzeuflärm durchsetzt. Wenn etwas geschieht, ganz in unserer Nähe geschieht (wie gestern Abend in Fedga, Petach Tikwah) erfahren wir es erst am andern Tag im Radio.

Das Herz ist schwer, wenn es an die Zukunft denkt. [...]

Möchte noch lange mit Esra und Ruth zusammen leben. Doch habe ich ganz egoistisch den Wunsch vor oder mit Esra zu sterben. Wenn ich sterbe, soll man mich so einfach wie möglich begraben und so wenig wie möglich um mich trauern. Ich würde vorziehen verbrannt zu werden, aber das ist hier nicht gestattet. Wenn es Esras und Ruth's Empfinden nicht widerspricht, würde ich wollen, dass man meine Leiche der Forschung zur Verfügung stellt.

Vorerst aber lebe ich und stelle wie so oft schon fest, ich weiss nicht, ob das Leben schön sein kann. Es ist mit zu vielen Widersprüchen behaftet um makellos zu sein, wie Schönheit es verlangen würde. Aber interessant ist es Tag um Tag. Kein künstlich fabrizierter Film vermag so interessant zu sein wie das Leben, in dem wir mitspielen, nur müssen unsere Augen und Ohren empfindlich dafür sein.

In den Bäumen zwitschern Vögel und klappern mit den Schnäbeln. Ich glaube, dass es Stare sind.

24.1.68

Je länger die eroberten arabischen Gebiete unter israelischer Herrschaft bleiben, desto schwieriger wird es, sie zurückzugeben. Ich bin für Rückgabe weil ich fürchte, dass sonst der demokratische Charakter Israels nicht gewahrt bleiben wird. Nur ohne Frieden kann man sie nicht zurückgeben. Ich sehe keine Lösung. Wird die Zeit eine Lösung bringen?

8.6.68

Gedanke für Erzählung: Die Häuser. Ein Deutscher wird aus dem von Polen annektierten Teil D. vertrieben findet bei einem Besuch nach dem Krieg sein Haus von Polen bewohnt, die nicht mehr von ihm wissen. Er wohnt in einem Haus, das Juden gehört, die flüchten mussten. Als sie zurückkommen, weiss er nicht von ihrer Existenz. Die Juden wohnen in Israel in einem Haus, das Arabern gehört hat. Als sie nach dem 6-Tage Krieg ins Haus kommen, kennt er sie nicht. Die Araber wohnen in Hebron in einem Haus, aus dem bei den Pogromen 1921 seine jüdischen Besitzer flüchteten. Die Reihe liesse sich erweitern. Die Polen wurden aus ihrem Haus in dem von Russland annektierten Teil vertrieben. Alle jetzigen Bewohner fühlen sich als rechtmässige Besitzer.⁴⁸

31.10.68

Wieder in Ortega y Gasset »Aufstand der Massen«⁴⁹ gelesen. Nur ein paar Seiten. Vor fast 40 Jahren geschrieben (um 1930) hat die Geschichte einige seiner

⁴⁸ Die Folge von Vertreibungen und Inbesitznahmen thematisierte Jenny Aloni in ihrem Hörspiel »Menschen gehen – Häuser bleiben«, das am 1.8.1971 im WDR gesendet wurde (GW 10,83-100).

⁴⁹ José Ortega y Gasset: La rebelión de las masas. Madrid: Galo Sáez 1929. Dt.: Der Aufstand der Massen. Übersetzt von Hermann Weyl. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931.

Ansichten als richtig bewiesen. Aber nicht [darin] liegt die Bedeutung für mich. Es ist ein Ferment mir behilflich bei dem Prozess der Meinungsbildung und Stellungnahme zum Jetzt. Ermöglicht mir deutlicher zu erkennen, warum ich dafür bin, dass wir den grössten Teil der arabischen Gebiete bei Friedensschluss zurückgeben. Ich glaube nicht daran, dass eine israelische Beherrschung zu friedlicher Zusammenarbeit führen wird, wie sie auf anderm Wege vielleicht doch möglich sein wird. Andererseits behindert es uns unsere eigene Kultur als Menschheitskultur zu entwickeln. Es ist wohl kein Zufall, dass gerade Kreise, die in der Verwirklichung eines engen jüdischen Nationalismus und in der Errichtung einer jüd. Theokratie ihr Ziel sehen für die Einverleibung der arabischen Gebiete (Westufer des Jordans) eintreten. Vorerst scheint die Vernunft zu siegen. Aber wird der arabische Standpunkt es zulassen. Verhärtung und Aggression der Araber bedeuten Erstarkung des militärischen Einflusses auf die Politik.

13.1.70

Ganze Zeit Gedanken an Biafra⁵⁰, egoistischer Weise Vergleich mit uns Juden, was geschehen ist (Deutschland) was geschehen wäre (wenn wir den 6 Tage Krieg verloren hätten) und was geschehen wird wenn wir uns einmal als die Schwächeren erweisen. Bittere Schlüsse. Es gibt nur Interessen. Man darf nicht schwach sein. Nur dem Starken gehört die Gerechtigkeit der Geschichte, d.h. der Starke behält Recht. Keine neue Situation. Nur Wiederholung des schon oft Gelernten an Hand aktueller Situation, Situation die im Grunde schon einige Jahre aktuell war, von der Linken übrigens verhältnismässig wenig hochgespielt wurde, weil sie schlecht zu beliebten

⁵⁰ Um die nigerianische Provinz Biafra, die am 30.5.1967 ihre Unabhängigkeit erklärt hatte, herrschte vom Juli 1967 bis zur Kapitulation, am 15. Januar 1970, ein blutiger Bürgerkrieg.

Schlagworten passt. Schwarze gegen Schwarze. Vielleicht ist (Ironie!) Biafra nur deshalb in das Bewusstsein der Welt eingegangen, weil die Regierung einen guten Public Relation Officer in der Schweiz engagiert hatte. Griechenland, Sudan, C.S.[S.]R., Biafra. Es ist immer wieder etwas anders. Gemeinsamer Nenner. Ohnmacht der sogenannten freien Welt, Ohnmacht und Interessen. En, den, dino zähl aus: wer wird der nächste sein?⁵¹

Alltag zwischen Jom-Kippur-Krieg und Intifada

Aus den Tagebüchern 1973/74

Mittwoch, den 17.10.73

Fahre ins Krankenhaus mit Ellen wie üblich. Von Micky⁵² nichts mehr gehört. Der Krieg geht weiter.⁵³ Hier ist es still. Wir hören nur die Helikopter, die ins Krankenhaus in Tel Haschomer⁵⁴ fliegen und manchmal Flugzeuge. Abends: Der Gegensatz zwischen der Stille und dem Wissen dass Krieg ist, wirkt wieder einmal unheimlich auf mich. So war es, als der Weltkrieg ausgebrochen war und ich von Berlin nach Schniebinchen zurückfuhr. Von Sommerfeld geht man eine Stunde zu Fuss. Wir (ich entsinne mich dass auch Max Ziemels dabei war, der damals Schaliach in Deutschland war, am Zionistischen Kongress in der Schweiz teilgenommen hatte und illegal nach Deutschland zurückgekommen war, etwas später nachdem sie einige Angelegenheiten,

⁵¹ Beginn eines israelischen Abzählreims.

⁵² Micky Frankovits, seit 1972 Ehemann von Ruth Aloni.

⁵³ Am jüdischen Versöhnungstag (Yom Kippur) 1973 griffen Ägypten und Syrien Israel an. Nach dreiwöchigen Kämpfen kam es auf Druck der Großmächte zu einem Waffenstillstand und dem Beginn langjähriger Friedensverhandlungen.

⁵⁴ Das Militärkrankenhaus in Tel Hashomer, in der Nähe von Gane Jehuda.

ich glaube die Organisation eines illegalen Transportes abgewickelt hatte, dann illegal nach Holland ging)⁵⁵ gingen durch Mond beleuchteten Wald und es war schön und still unheimlich so in Anbetracht des Krieges. Manchmal hörten wir das Surren eines Flugzeuges, das an die Front nach Polen fuhr.⁵⁶ Dann in Jerusalem 1948 in dem Haus an der Front gegenüber der Polizeischule, die in den Händen der Jordanischen Legion war, in dem Haus, das uns als Stellung diente, manchmal von Mörsern beschossen wurde und dann wieder so still war und in die Stille hinein schlugen irgendwo zerschossene Drähte und Metallstücke aneinander und es klang wie das Geläute von Kuhglocken in den Bergen. Und dann das Maschinengewehr, das ich nicht hörte, nur den rosa Tanz der Kugeln sah ich, schön für den Unwissenden, grausig für den der um Bedeutung wusste.⁵⁷ 1956 zu Beginn der Sinaikampaign⁵⁸ ich gehe allein durch die menschenleere und totenstille Strasse, die zum Kino »Kessem« führt. Ich glaube, der Ernst der Lage war mir in diesem Fall noch nicht bewusst, denn ich ging, um das Geld zurückzuholen für Karten für die Tanzgruppe »Inbal«.⁵⁹ Wir hatten beschlossen nicht zu gehen. Nachher stellte sich heraus, die Vorstellung fand nicht statt. Und dann wieder im 6 Tage Krieg, nur dass damals die Spannung viel körperlicher spürbar wurde, das Gefühl,

⁵⁵ Max Ziemels (geb. 1919) war Schaliach (»Abgesandter« einer zionistischen Organisation im Ausland); er nahm am 21. Zionistischen Kongress im August 1939 in Genf teil und ging im September 1939 nach Palästina.

⁵⁶ Zur Situation in Schniebinchen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs vgl. den Eintrag vom 4.9.1939.

⁵⁷ Zur Lebenssituation Jenny Alonis in Jerusalem 1948 vgl. den Eintrag »[Wohl Frühjahr 49] Borocho«.

⁵⁸ Vgl. den Eintrag und die Anm. zum 3.11.1956.

⁵⁹ Das »Inbal Dance Theater«, von der Komponistin und Choreographin Sara Levi-Tannai gegründet, etablierte sich 1952 als erste professionelle Tanz-Gruppe in Israel.

dass man uns an jedem Tag völlig ausrotten konnte und dabei eine Ruhe, die mir selbst manchmal nicht begreifbar war.⁶⁰

Wir haben unseren »Patron« der uns in jedem Krieg geholfen hat. 1948 waren die Tschechen (lies Russen) die ersten die uns Waffen lieferten, 1956 waren es die Franzosen und Engländer und jetzt die Amerikaner.

Ich Sorge mich um Micky, habe dabei ein schlechtes Gewissen, dass ich mich nicht um alle gleich Sorge, aber das ist wohl unmöglich.

Wilner *Rakach*⁶¹ behauptete gestern in der Knesset-sitzung Israels Politik sei am Krieg schuld. Seine Rede war wohl mehr für Veröffentlichung in Russland berechnet als für hier. Niemand hat ihn unterbrochen, doch man sah wie der Saal dann plötzlich fast ganz leer war.

Ich fühle, dass ich einige Anschauungen ändern muss, frage mich z.B. was bei einem solch plötzlichen Angriff wie am Jom Kippur geschehen wäre, wenn die Grenzen die von Anfang Juni 1967 gewesen wären. Ich bin weiter fest davon überzeugt, dass wir zu irgendeiner Verständigung mit den Arabern kommen müssen und werden. Ich könnte mir z.B. vorstellen, dass in nicht allzu ferner Zeit die Gruppierungen sich nicht so sehr nach Volkszugehörigkeit sondern nach anderen Massstäben ausrichten werden.

War heute morgen mit Ellen in Beer Jaakow, bin nachher auch mit ihr zurückgekommen. In irgend einer Form ist die Tatsache des Krieges auch in das Bewusstsein

⁶⁰ Vgl. dazu die Einträge und Anmerkungen ab dem 19.5.1967.

⁶¹ Meir Wilner, Führer der »Rakah«-Gruppe (»Reshima Kommunistit Hadasha«), die sich 1965 als neue (israelisch-arabische) kommunistische Liste von der 1948 gebildeten Einheitspartei, »Maki« (»Miflaga Kommunistit Yisraelit«), programmatisch abgesetzt hat.

Abraham Kafikas gesickert.⁶² – Sie haben Gräben für den Fall eines Luftangriffes ausgehoben, Sandsäcke vor die Fenster gelagert und die Fenster verdunkelt.

Oh, Jerusalem in den Bergen

Oh, Jerusalem in den Bergen,
ruhende Karawane
kamelhöckriger Hügel,
heilige Stadt des Friedens,
immer wieder entweiht,
immer wieder umkämpft,
mit Gassen der Bitt- und Bußgänger;
gepflastert mit Patronenhülsen
und Scherben zerbrochener Hoffnungen,
mit Kirchen, Moscheen und Synagogen
neben Spelunken
der Haschisch- und Opiumraucher,
neben Klöstern und Häusern der Freude,
neben fensterlosen Läden,
in denen sie Weihrauch und
blutgefärbte Teppiche verkaufen.
Wollen Sie eine Kerze, reines Wachs?
Wollen Sie Haschisch, beste Qualität?
Wollen Sie Anteil am Jenseits,
garantiert echt?
Wollen Sie die Freude einer Nacht?
Auch eine Stunde wäre möglich.
Versichern Sie Ihr Seelenheil.
Lassen Sie uns für Sie beten,
preiswert, für nur dreißig Dollar.
Priester mit Käppchen auf Tonsur,
Rabbi mit Käppchen über Schläfenlocken,

⁶² Patient in der psychiatrischen Klinik von Beer Jaakow.

Mulla mit rotem Fez.
Lastträger und Würdenträger.
Kutten züchtiger Nonnen
neben nacktem Fleisch
entblößter Arme
und entblößter Blicke.
Kerzen krümmen sich
und träufeln Wachs
in offene Mäuler
von Mosaiklöwen.
Du hast sie zertreten,
die wächsernen Bitten
der alten Frauen
mit den in schwarzes Tuch
gebundenen Köpfen.
Du hast die letzte Hoffnung
aus den Gesichtern gewischt.
Du hast die Zettel in den Ritzen
der Klagemauer zerrissen.
Bettler sammeln Tränen
in verbeulten Tassen,
versprechen Anteil
an künftigem Leben,
Auferstehung aus den Gräbern
am Ölberg,
Aufsteigen zum Himmel
wie Elias, Jesus und Mohammed.
Münzen fallen in blecherne Schalen
aus jungen und alten Händen.
Aber die Mädchen und Burschen
mit den blinkenden Augen
und gebräunten Füßen
in Zehsandalen
verweigern lachend
erbetene Gabe.
Was kümmern sie morgen und Jenseits?

Vor vergitterter Luke
über dem Kidrontal,
über Oliven und Absaloms Grab,
über Geröll und dem Garten Gethsemane
weben Spinnen ihr Netz.

(Entstanden 18.9.75)

Der Jordan

Nicht an den mächtigen Strömen,
die Kontinente beherrschen,
sich in üppigen Wäldern verschwenden,
von Kanälen und Seen geschröpft
doch nicht schrumpfen,
selber schon Meer
das Salz der Ozeane verdünnen,
an dir, der du fast nur ein Bach bist,
hängt meine Seele.
Von deinen Anfängen
am Saum des Schnee gekrönten Berges,
fünf Fingerquellen,
die zueinander finden
aus dem Tal jenseits der Grenze,
jenseits der Eisenstachel und Drahtverhaue
begleitet dich mein Gedanke.
Du springst von dem Felsen,
Stufe um Stufe schwarzer Basalt,
fließt durch steilwandiges Wadi,
durch Felder, deren Durst zu stillen,
deine Kraft nicht reicht,
durch ausgetrockneten See,
nur Sumpflache noch,
ein paar Papyrusstauden,
ein paar Büschel Schilf,
letzte Zuflucht für letzte Tiere,

und durch den andern,
den es noch gibt,
heilig gehalten in heiligen Schriften.
Unter glühenden Kieselsteinen verdorren
Fischlaich und Muscheln.
Eukalyptus strecken enterdete Wurzeln
in Winde, unberechenbar,
toll aufbrausend Boote der Fischer zerschmetternd,
um plötzlich, genau so unberechenbar, genau so toll,
stumm zu versacken.
Gestärkt durch das Wasser
des braunen Cañons
stürzt du über das Wehr an der Straße,
über den Staudamm.
Hier drehst du Turbinen
drehst die Räder der Tuchfärberei.
Nur noch Ruinen.
Weiter fließen wir, immer weiter,
du und mein Gedanke,
vorbei an bunt schillernden Bienenfressern
auf staubschwerem Distelstroh
vor den Kolonien ihrer Nesthöhlen,
an Burgen der Kreuzfahrer,
Dörfern der Steinzeit und Gräbern
durch Malaria, Typhus und Sehnsucht Gestorbener,
an apfelsingelben Zelten der Sonnenanbeter,
an Bananenstauden, Baumwollfeldern,
Zuckerrohr und Ährensaaten,
die deine Wasser möglich machen,
an rotfirstigen Häusern und weißflachen vorbei,
an Mähmaschinen und Maschinengewehren,
Raupenschleppern und Panzerraupen,
Strohbündeln über Ebene verstreut,
und wieder Stacheldraht,
verbotenes Gelände,
Schilder, die vor Minen warnen,

nicht dich, nur uns bedrohend,
und weiter durch Gebiete,
eroberte von diesen,
befreite von jenen genannt.
Weiter und immer weiter treibe ich mit dir.
Langsam und immer langsamer fließt du.
Dein Bett ist breit geworden,
zu breit für deinen Fluß.
Alle stehlen von dir,
Menschen, Sonne und Wind.
Schmal bist du,
Gerinnsel in dürrer Land.
Doch dir gehört meine Seele,
nicht den mächtigen Strömen der Welt,
die ihren Überfluß verschwenden
und das Salz der Ozeane verdünnen,
dir, der du im Meer des Todes endest
und Salz von seinem Salze wirst.
Ich tauche in dich ein, erfrische mich in dir,
und wenn ich durch die Wüste laufe,
durch heiße Wüste aus Steinen und Sand,
tröstet mich der Gedanke an dich.

(Entstanden 7.76)

Wir werden niemals wieder

Wir werden niemals wieder ...
Sprich es nicht aus.
Wir werden immer wieder
nie wieder sagen
und es immer wieder tun.

(Entstanden 18.6.1978)



Gane Jehuda, im Arbeitszimmer, ca. 1980

Aus den Tagebüchern 1979-1983

G.J. Fri 19.1.79

Was wird man um das Jahr 2000 sagen? Das letzte Jahrhundert war eine Zeit des Niederganges und der Zerstörung humaner Kultur, war eine Zeit der Blüte der Wissenschaften, war eine Zeit der Umwertung der Werte, in der neue aufbauende Kräfte sich entwickelten. Was wird man sagen? Ich werde es nicht erleben und nicht wissen, obwohl es rein rechnerisch möglich wäre, ich 82 (!) Jahre alt wäre.

G.J. 28.6.79 Do

Solange ich mir selbst helfen kann, ist es nicht so schlimm wie ich mich fühle. Ich mache kein Geheimnis daraus, dass ich Parkinson habe, hoffe nur, niemand damit zu belästigen. Ich bin dankbar dafür, wie gut ich es habe, höre das ganze Jahr hindurch kein böses Wort,

habe Familie und Freunde, keine wirtschaftlichen Sorgen. Esra und ich haben schon einige Male davon gesprochen, dass wir nicht wissen was morgen sein wird, nur dass wir dann ehrlich sagen können, dass es gestern schön gewesen ist. [...]

Gestern Luftkampf in Süd-Lebanon. Fünf syrische Migs abgeschossen. Immer Gefahr eines neuen Krieges, eine Gefahr, die unter Begin's Regierung grösser ist als unter der vorigen, obwohl Begin den Friedenspreis erhalten hat.⁶³ Wirtschaftlich sind wir bankrott, dabei leben wir (wir d.h. die Israelis) so als sei in unserer Wirtschaft alles in Ordnung (ausser einer schmalen Schicht, besonders Alte und Kranke, die immer als erste von allem betroffen werden).

G.J. Fri 3.8.79

Morgen wäre der 98. Geburtstag meiner Mutter, am 7.7 wäre der 108. G. meines Vaters gewesen. Als ich 12 Jahre alt war ging ich mit jeder Beerdigung der Gemeinde zum Friedhof. Mit der Beerdigung meiner Eltern und meiner Schwester ging ich nicht. Mein Vater liegt in einem Massengrab in Theresienstadt. Er verhungerte in 1944. Onkel Sally schrieb mir das genaue Datum.⁶⁴ Irma und Mutter starben in Auschwitz und wurden wahrscheinlich wie üblich verbrannt. Starben bedeutet hier

⁶³ Bei Bombenangriffen im Südlibanon, am 27.6.1979, schossen israelische Flugzeuge fünf syrische Migs ab. – Der ägyptische Präsident Mohamed Anwar El Sadat und der israelische Premierminister Menachem Begin hatten am 10.12.1978 den Friedensnobelpreis erhalten.

⁶⁴ Im Brief Sally Rosenbaums an Jenny Rosenbaum vom 5.6.1945 (B 103) wird das Todesdatum des Vaters in Theresienstadt mit 22. März 1944 angegeben. Jenny Alonis Schwester Irma wurde am 8. Juli 1942, ihre Mutter am 11. Oktober 1944 deportiert; beide wurden wahrscheinlich in Auschwitz ermordet. Sally Rosenbaum berichtet von den Deportationen (»kamen weg«) im Brief vom 1.11.1945 (B 104).

wahrscheinlich: wurden vergast. So ist es nur passend, dass auch von mir kein Grab bleiben wird. Ich habe meinen Körper der Universität vermacht. Sollen Studenten an mir lernen, auch wenn ich nicht überzeugt bin, dass sie den Eid der Ärzte, jedem zu helfen noch ernst nehmen und Geldgewinn nicht ihr Hauptmotiv ist.

G.J. Di 6.7.82

Heute vor einem Monat und 1 Tag begann der Krieg. Jetzt hat Zahal Westbeirut umzingelt und noch ist kein Ende abzusehen. Ich war vom Anfang an gegen Sch[a]lom Hagalil *Schalom Hagalil* bin es noch weil ich glaube, dass er keine Lösung bringt. Aber die ungeheuren Massen von Waffen, die gefunden wurden (alle die dort waren bestätigen es) geben zu denken. Werden die P.L.O.⁶⁵ Lebanon verlassen oder wird der Krieg in den Strassen von Beirut geführt werden. Bis zum Ende der Woche wird man es vielleicht wissen.

G.J. Mo 20.9.82

Hätte nie geglaubt, dass ich mich einmal schämen würde so wie ich mich jetzt schäme, das was in den Flüchtlingslagern der Palästinenser bei Beirut zumindest mit Wissen der isr. Regierung durch die Phalangot geschehen ist ein Abschlachten von hunderten von Menschen.⁶⁶

⁶⁵ PLO = Palestine Liberation Organization, Palästinensische Befreiungsorganisation, gegründet 1964.

⁶⁶ Die rechtsgerichtete, christliche Phalange-Partei bekämpfte ursprünglich die französische Kolonialherrschaft; ihr seit 1975 geführter Kampf gegen die Palästinenser im Libanon kulminierte – nach der Ermordung des Präsidenten Bashir Gemayel am 14.9.1982 – in den Massakern in den Lagern von Sabra und Shatila am 16.-18.9.1982, offenbar geduldet von den israelischen Militärs, die das Gebiet kontrollierten. Es kam daraufhin in Israel selbst (u.a. Demonstration mit ca. 400.000 Teilnehmern in Tel Aviv) und auch international zu erbitterten Protesten, unter anderem wurde die Regierung Begin zum Rücktritt aufgefordert. Die

G.J. Sch. 8.1.83

In den besetzten Gebieten, Jehuda und Schomron⁶⁷ (hier nennt sie kaum jemand mehr besetzte Gebiete) werden Tatsachen geschaffen, die fast notwendiger Weise zu gewaltsamen Auseinandersetzungen führen müssen. Mystischer Glaube an die Auserwähltheit des jüdischen Volkes einerseits und grober Materialismus andererseits (billig zu einem Haus zu kommen, Hoffnung auf grosse Abfindung, falls man das Gebiet doch wieder räumen würde).

Es ist leichter Erbe von Opfern zu sein als Erbe von Opfern Bedrückern.

G.J. Do. 17.2.83

Habe Angst, wie sich die gesellschaftlichen und politischen Zustände hier entwickeln werden. Nicht in der Richtung eines demokratischen jüdischen Staates, wie ich gehofft habe. Der Faschismus vielleicht unter anderem Namen lauert vor der Tür. Oder hat er sie schon überschritten?

G.J. So 20.2.83

Wir die wir uns noch daran erinnern wie es vor 1933 in Deutschland begann, sind besonders empfindlich für die Erscheinungen in unserem politischen gesellschaftlichen Leben hier, auch wenn mit Recht auf die Unterschiede hingewiesen wird.

Regierung setzte daraufhin am 28.9.1982 eine von Richter Kahan geleitete Untersuchungskommission ein, die in ihrem Bericht vom 8.2.1983 u.a. dem Verteidigungsminister Ariel Scharon den Rücktritt nahelegte.

⁶⁷ Seit 1978 sprach sich Jenny Aloni mehrfach für die Rückgabe von Jehuda und Schomron (Judäa und Samaria) aus.

G.J. Do 3.3.83

Inflation von über 130% und den Leuten geht es trotzdem gut. Schwer zu verstehen. Weit schlimmer als die wirtschaftliche ist unsere gesellschaftliche Lage. Linke gegen rechte d.h. solche die für die Einverleibung der arabischen Gebiete an der Westbank (Jehuda und Schomron) und den Gazastreifen und andere die dagegen sind wie ich zum Beispiel. Ich will in einem jüdischen demokratischen Staat leben und das ist unmöglich bei einer solch grossen Zahl von Arabern. Zudem gibt es Versuche diese Auseinandersetzung als einen Zwist zwischen Aschkenasen und orientalischen Juden darzustellen. Leider werden in Jehuda und Schomron Tatsachen geschaffen, die später so leicht nicht wieder rückgängig gemacht werden können, wenn überhaupt.

Oh, Jerusalem in den Bergen Judäas

Oh, Jerusalem in den Bergen Judäas
goldene Stadt auf goldgelben Hügeln
silberne Kuppeln, silberne Gärten
Mauern gehämmert in Stahl und in Eisen
so singen sie.
Ziel träumender Sucher, fanatischer Pilger
jeder zur Ehre Gottes, seines nur ihm eigenen
und doch alle und alles beherrschenden Gottes
so singen, so predigen, so beten, so hadern sie.
Tausend Augen hast du, tausend Gesichter
ein jeder und das ihm eigene Jerusalem.
Oh, du Jerusalem meines Herzens
nicht auf Wolken getragen
nicht im Himmel schwebend
nicht aus Gold und nicht aus Silber
nicht aus Stahl und nicht aus Eisen
sehe ich dich.

Aus Lehm und Stein gebaut
mit Sand und Tränen gekittet
trage ich dich in mir, du
mein irdenes Jerusalem
zerbrechlich und verwundbar
du mein Jerusalem des Friedens.

Ganei Jehuda, 19.6.84

Aus den Tagebüchern von 1984

G.J. Mi 5.9.84

Ich meide Friedhöfe, weil ich vergessen will, unkonsequent, denn ich fahre ja immer wieder nach Paderborn. Ich habe Schuldgefühle, weil ich überlebt habe und ihr Schicksal nicht geteilt habe (Eltern, Familie) unlogisch, weil ich durch mein Mitsterben ja nichts geändert hätte, unkonsequent und unlogisch und doch vorhanden. – Man müsste die Gabe besitzen, für seine jeweiligen Taten und Ansichten jeweils passende Begründungen und Grundsätze zu finden und zu erfinden oder besser noch ganz fraglos ohne Begründungen und Grundsätze zu leben, ganz einfach vorhanden zu sein – Andere mögen es können. Ich leider nicht. Und doch finde ich es immer wieder unmöglich, mich gemäss Prinzipien zu verhalten. Jede Minute Leben bedeutet Kompromiss, Verrat an irgend jemand oder etwas. Verrat um zu leben. Wo ist die Grenze?

Die letzte Seite in meinem Heft

Noch eine leere Seite blieb
wie soll ich sie beschreiben?
Die letzte Seite in meinem Leben?
Die vorletzte?
Eine unter vielen
an die sich noch viele Seiten
in vielen Heften hängen werden?
Ich weiß es nicht
ich will es auch nicht wissen.
Der Drang zum Ende ist von mir genommen
weil du bist.
Ich lebe, lebe mit dir
ohne gestern, ohne morgen
im heutigen Tag
in der jetzigen Stunde.

14.2.86

Gedichte

Gedichte
Skelette geblieben aus
verglühten Leben

5.1.88

Aus den Tagebüchern von 1988

G.J. Di 12.1.88

In den besetzten Gebieten, wenige Kilometer weit von unserm Dorf entfernt Hochspannung zwischen Juden und Arabern. Steinwürfe, brennende Gummireifen, Molotov Cocktails, Schüsse, Tote. Niemand weiss, was die Zukunft bringen wird. Ich meine wir müssen Peres⁶⁸ unterstützen, auch wenn nicht sicher ist, dass internationale Konferenzen zu politischer Verhandlung und Lösung führen werden. Wir müssen es versuchen. Es ist die einzige Möglichkeit. Manchmal begreife ich nicht, wie ich ruhig hier sitzen kann, als geschehe um mich herum nichts Besonderes.

Jetzt ist die Zeit

Jetzt ist die Zeit
da wilder Wein
weder Beeren noch Blüten trägt
Nester der schwarzen Amseln
verlassen in Zypressen hängen
Sturm Hoffnungen zerbricht
und ihre Schalen leer

⁶⁸ Shimon Peres war in der »Koalition der nationalen Einheit«, im Wechsel mit Izhak Schamir, 1986-1988 Außenminister und stellvertretender Ministerpräsident. – Die erste »Intifada« (arab. für »Erwachen, Abschütteln«) begann, anlässlich der Beerdigung von vier Unfallopfern, am 9. Dezember 1987 im Flüchtlingslager Dschebalja bei Gasa – mit einem ersten palästinensischen Todesopfer. Dieser »Krieg der Steine« griff schon am folgenden Tag auf die Westbank über; das israelische Militär reagierte mit Gummigeschossen, Gas- und scharfer Munition – dies forderte 35 Todesopfer im ersten Monat des Aufstands. Im Januar 1988 bildeten die rivalisierenden palästinensischen Gruppen eine »Vereinigte Führung des Aufstands«.

in den Girlanden
immergrünen Efeus klappern
roter Wüstensand
durch entmenschte Gassen treibt
Schafe den Weg
zu heimatlichem Stall nicht finden
Hasen und Ratten verängstigt
in fremde Höhlen kriechen.
Doch du und ich
wir gehen ohne uns zu fürchten
gemeinsam über spurenreiche Erde
uns unbekanntem Ende zu.

G.J. 27.4.88

Aus trüben Gewässern

Aus trüben Gewässern
tauchen die Augen
verschollener Seelen
Augen die Leid erlitten
rot von ungeweinten Tränen
Auge um Auge
sie die ewigen Augen
Ewige Zeugen der Zeit
Sie folgen mir
wohin ich mich auch wende
Ich will vergessen
es gelingt mir nicht
Sie folgen mir
ich kann ihnen nicht entfliehen
ich muß sie sehen
immer wieder sehen
Bis zum Ende meiner Tage
muss ich sie immer wieder sehen

sie die ewigen Augen
ewige Zeugen der Zeit

GJ. 25.5.92

Im Spinnengewebe der Zeit

Im Spinnengewebe der Zeit
hängen meine Zweifel
und zerbrochenen Gedanken
gefangene Fliegen
ausgesaugt und verworfen
zerriebener Staub
auf sterbender Erde

G.J. 30.11.92

IV. WIEDERBEGEGNUNGEN MIT DEUTSCHLAND (1947, 1955-1989)

*Nach der Shoah: Erfahrungen und Gefühle der
Überlebenden im Land der Täter*

Aus den Tagebüchern von 1947

[Paris] 20.7.47

[...] Heute Abend kriecht die Einsamkeit in mich hinein. Sie gleicht der Farbe die man in einen Behälter mit Wasser wirft, die sich ausbreitet bis sie vom ganzen Behälter Besitz ergriffen hat.

Ich will nicht mehr über unser Verhältnis zu den Deutschen sprechen. Es stellt mich nur in ein falsches Licht und bereitet mir Leid. Aber ich kann nicht hassen. Die anderen Schlichim⁶⁹ sagen ich solle warten bis ich nach Deutschland käme.

Von draussen tönt die Musik der Karussells und das Geräusch der Schiessbuden. Es ist noch immer Kirmes auf dem Platz der Republik. Mich lässt es meine Einsamkeit nur um so tiefer empfinden. Von der Gruppe ziehe ich mich instinktiv immer mehr zurück, obwohl ich zuweilen mit einigen von ihnen gehe. Zumeist bin ich allein.

Schuld

Auf meiner Stirne brennt das Mal
der großen Schuld.
Ich wurde schuldig, da ich sie verließ
und meiner Wege ging.

⁶⁹ Schlichim: Plural zu Schaliach, »Abgesandter« einer zionistischen Organisation im Ausland.

Sie blieben für die Gase und die Öfen,
für Hunger und für Mord.
Ich weiß um keine Sühne
so wie um keinen Gott.
Doch in dem Schläfe meiner Nächte büß ich
und in dem Wachgeträum der Tage
Buße ohne Sinn,
Buße ohne Ende.

Paris, 1-8-47

Brief an Esra Aloni, *München* 5-10-47

Lieber Esra,
es ist Spätnachmittag in einem friedlichen Münchener Park. Durch die herbstlichen Bäume spielt die warme Sonne. Doch wenn ich mich umwende stehen vor mir zerstörte Häuser. [...] Ich will versuchen die Haupteindrücke der letzten zwei Wochen, das ist die Zeit, die ich nun schon hier bin, herauszugreifen. Da ist die Begegnung nach acht Jahren mit einem zerstörten Deutschland. Sie war ganz anders als ich geglaubt hatte. Ich habe es bereits angedeutet. Es ist als sei ich in ein fremdes Land gekommen, mir völlig unbekannt, dessen Menschen mir wesensfremd sind und mit denen ich nichts zu tun haben möchte. An den Ruinen der Häuser gehe ich vorbei als müssten sie so zerstört daliegen. Wenn ich oben sagte, dass die Menschen hier mir fremd sind mich nicht im geringsten angehen, so stimmt das nicht ganz. Eine Flamme von Hass durchglüht mich gegen sie, so stark wie ich es selbst nie für möglich gehalten hätte. Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich hasse mit allen Gefühlen, deren ich fähig bin. Ich begreife es selbst noch nicht ganz wie mir dies hat geschehen können. Noch im D-Zug schon auf dem Boden Deutschlands hätte ich (und habe ich) diese Möglichkeit bestritten.

Der Boden glüht unter meinen Füßen. Ein Gang durch die Stadt ist eine ständige Nervenanspannung. Hin und her wie eine nimmerruhende Spule zuckt der Gedanke. Dieser und dieser jener und jener sie alle haben mitgeholfen an dem schlimmsten der Morde den die Geschichte der Menschheit kennt oder sie sind durch Schweigen mitschuldig geworden. Manchmal glaube ich es nicht mehr aushalten zu können und ich habe Heimweh nach der freien Luft Erez Jisraels. Wo ich mit Deutschen zusammentreffe (bei Tisch bedienen Deutsche u.s.w.) bin ich korrekt höflich und bezahle, wo man etwas für mich tut, das geschieht hier mit Zigaretten. Ich will keine Gefälligkeit von ihnen. – Die Begegnung mit Frl. Zander hat mich nicht enttäuscht (ich habe sie nochmals, dieses Mal in München getroffen). Sie ist wirklich der Mensch, für den ich sie immer gehalten habe. Sie, die dazu doch wirklich keinen Grund hat, fühlt sich mitschuldig an dem was das deutsche Volk begangen hat. Durch sie habe ich auch ein wenig Einblick tun können in das Denken und Leben der Deutschen. Sie erzählte mir z. B. folgendes. In Kipfenberg wo sie früher wohnte, lebt bis heute unangefochten die Frau des zweiten Lagerkommandanten von Auschwitz. Sie lebt ohne zu arbeiten oder Unterstützung zu erhalten und kann es sich leisten Reisen zu machen. Man sagt sie habe Wertgegenstände bei befreundeten Nazifamilien versteckt (damit sie bei evtl. Haussuchung nicht bei ihr gefunden werden sollen). Der Bürgermeister dort ist ein Halbjude, der ihr aus irgendwelchen Gründen besonders gewogen ist und ihr von den deutschen Flüchtlingen (aus Polen u.s.w.) die besten Zimmer zugewiesen hat. Als Frl. Zander ihn deswegen einmal zur Rede stellte, und ihm vorhielt wie er so etwas tun könne, sie sei doch die Frau eines Lagerkommandanten von Auschwitz und habe dort in einer Villa gewohnt, entgegnete er ihr: »Aber Frl. Zander, das ist doch schon alles lange vergessen«. Kom-

mentar überflüssig. Ich könnte noch mehr ähnliche Beispiele hinzufügen, doch es ist mir schade um die Zeit. – In der vorigen Woche habe ich bei der Vorbereitung und Durchführung eines Transportes von ca. 1000 Menschen aus Frankreich mitgeholfen. [...]

Im Lande hatte auch ich noch manchmal meine Bedenken, ob man es Menschen zumuten darf all die Beschwerlichkeiten des Weges auf sich zu nehmen. Jetzt sage ich, hier erstickt man seelisch und körperlich. Und wehe den Juden, wenn das Militär einmal verlässt, wer weiss, vielleicht schon vorher. Ich werde Dir ein anderes Mal Bemerkungen erzählen, die ich selbst gehört habe. Noch eines über die Deutschen. Sie gehen mit ihrem Elend hausieren. Lebensmittel sind wohl knapp aber z. B. die Brotration ist 400 g täglich Roggenbrot, in Frankreich ist sie 200 g täglich Maisbrot. Verhungert aussehende Menschen habe ich hier noch nicht gesehen wohl aber in Frankreich. Und in Lumpen geht auch niemand.– [...]

Deine Jenny.
Grüsse an alle.

Herbstland ist meine Seele

Herbstland ist meine Seele, alles welkte.
Blatt über Blatt sinkt säfteleer herab,
und von dem Baum der sproß und Früchte zeugte,
bleibt nur Gestrüpp, Gewirr von nackten Ästen,
bleibt nur Erinnern an ein Blühn und Wachsen
und an ein Träumen, das im Wind zerbrach.

Münch. 9-10-47

Poděbrady (C.S.R.) 2-11-47 (Tagebuch)⁷⁰

Zwanzig Minuten später trägt dich der Zug aus dem zerstörten München. Grau und öde hast du dir den Ort vorgestellt und findest schmucke kleine Bauernhäuser über das malerische Bett eines Baches gekauert. Auf die Frage nach dem Lager weist man dir den Weg und du findest dich auf dem Weg und du befindest dich damit auf einer engen Strasse langen Strasse durch die ein Haus sich an das andere schliesst, kleinlich kleine behagliche Wohnhäuser, durch die Strasse laufen Schienen, Schienen einer Trambahn vermeinst du zuerst. [...] In das Lager gelangst du durch eine lange Strasse mit sauberen Häusern. Durch den Asphalt gehen ein paar Schienen, die Schienen einer Strassenbahn glaubst du. Erst später erkennst du dass es die Geleise sind auf denen die Transporte dem Lager zurollten. Du sprichst eine Frau an die aus einem der Häuser tritt und fragst sie was man in Dachau über die Zustände im Lager gedacht hat und wieder hörst du wie überall in Deutschland bei ähnlichen Gelegenheiten »keiner hat etwas gesehen, niemand hat etwas gewusst«. Täglich sind die Züge mit ihren Opfern zu ebener Erde durch diese Strassen gerollt an den Fenstern und Türen der Häuser vorüber, hunderte, tausende, hunderttausende und keiner hat etwas gesehen und niemand hat etwas gewusst.

Jetzt brauchst du nicht mehr nach dem Weg zu fragen, die Schienen weisen dir die Richtung. Du gehst durch das grosse Einfahrtstor und befindest dich in weitem Gelände und wieder sind es die Schienen die dir die Richtung weisen zum eigentlichen Konzentrationslager. Nach einem langen Gang durch verlassene Baracken

⁷⁰ Diese Schilderung schrieb Jenny Rosenbaum kurz nach dem Besuch in dem früheren Konzentrationslager Dachau nieder. Ende Oktober 1947 erlitt sie einen Zusammenbruch und kam zur Erholung nach Poděbrady bei Prag.

gelaugst du zum Krematorium oder richtiger gesagt zu den Krematorien denn als das erste den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr entsprach baute man ein grosses doch auch das ist nicht gross und doch genügte es um zweihundertfünfundsiebzigtausend Menschen zu verbrennen. Denke dir ihre Glieder aneinandergelegt und du erhältst ein Band mit dem du mehr als ganz Deutschland durchmessen kannst. Trüge nicht ein Schild den Namen »Krematorium« du wärest vielleicht achtlos vorübergeschritten denn ausser zwei unbewohnten Häusern einem unbenutzten Stück Rasen und ein paar Nadelbäumen siehst du nichts. Dann erfährst du, hinter diesem Rasen hat man die Menschen erschossen, an diesen Bäumen hat man sie aufgehängt und du gehst in das grössere der Häuser und siehst wie man sie vergaste und verbrannte. Du hast es schon so oft beschrieben gelesen, du weisst schon nicht mehr wieviele Male. Aber vom Erzählen hören und es sehen sind zwei verschiedene Dinge die nicht viel mehr als den Gegenstand gemeinsam haben. Du gehst durch die berüchtigten Duschräume und siehst die Verbrennungsöfen. Wüsstest du es nicht besser, du möchtest geglaubt haben es seien Öfen zum Brotbacken. Dann fällt dein Auge auf eine in amtsmässig nüchternem Stil geschriebene Aufschrift über dem Wasserhahn bis an dein Lebensende wirst du sie nicht vergessen »Reinlichkeit ist hier Pflicht. Darum Hände waschen nicht vergessen.« Und wieder trittst du hinein in den klaren Herbsttag. An einigen Stellen erinnern Inschriften an die Ermordung von Franzosen Russen Deutschen Antifaschisten usw. Auf einem Massengrab ist in eine steinerne Platte ein Kreuz eingehauen. Dass je ein Jude hier sein Leben verlor, daran erinnert nichts. Und wieder gehst du die Schienen entlang dieses Mal den Weg zurück. Über eine malerische kleine Brücke steigst du die Stufen nach Oberdachau ein ruhiges friedliches Städtchen. Du durchschreitest die Strassen die

Häuser verlieren sich allmählich und du bist auf dem neuen Friedhof in einem jungen herbstbunten Hain gelegen. Überall wachsen Blumen auf den Gräbern, überall siehst du Menschen die das Grab eines Angehörigen pflegen. Du liest Inschriften von gefallenen Söhnen und Vätern und dann hören die Blumen und Bäume auf. Vor dir strecken sich viele Reihen grau verblichener Kreuze und zwischen ihnen zuweilen ein sechszackiger Stern. Das ist die Ruhestätte der Opfer aller Nationen deren Namen man weiss oder vielleicht sind es auch nur die welche nach der Befreiung noch starben und wieder gehst du weiter diesmal durch hügeliges Ackerland, durch ein Dorf und wieder durch hügeliges Land. Du bist deines Weges nicht ganz sicher und fragst ein Paar dem Aussehen nach in die Schichten der Intelligenz gehörend nach dem Weg zum Massengrab. »Aber da liegen doch nur Juden« wird dir verächtlich gesagt. Du steigst den Hügel hinan an einem pflügenden Bauern vorbei. Dann stehst du vor einem kleinen Stück kurz geschnittenen Rasen fast versteckt liegend. Hinter ihm stehen zwei vielleicht drei Meter hohe Zeichen ein weisses Kreuz und ein gelber Judenfleck ohne irgendwelche Aufschrift. Das ist das Massengrab der Opfer Dachaus. Später wartest du auf einer Station auf die Bahn nach München. In einem Abteil des überfüllten Zuges hörst du die Menschen gegenseitig ihre Not beklagen. Und kein Mitleid rührt sich in dir. Ein natürlich genannter Hass flammt in dir auf und droht dich zu ersticken.

Besuch 1947

Welkes Gras. Grob gehobelter Mast – ein Galgen. Daneben im Geäst der Buche ein Starenkasten, jetzt leer, denn im Oktober gibt es keine Stare. Nicht hier. Nur Spatzen hüpfen durch das welke Gras und auf den glat-

ten Arm des Galgens. Verlottertes Individuum winkt mit Finger und führt in einen Raum, der einer Backstube für Brote ähnelt. Erloschene Asche in den Öfen. Leere Eisenschieber in der toten Asche. Auf ihnen verkohlte Reste. Reste von was? Zwei offene Türen. Links kahler grauer Raum mit Haken an Wänden und Decken. Rechts kahler grauer Hof mit rostigem Stacheldraht. Bunker. Eintritt verboten. Jetzt Gefängnis ehemaliger Gefangenenwärter. Schienen in der Straße vor dem Lagertor. Villen in den Gärten an der Straße. Eine Gartentür öffnet sich. Eine Frau mit brauner Ledertasche. Nein, sie hat nie gesehen, was über jene Schienen in das Lager rollte. Auch nichts gehört. Transporte? Was für Transporte? Sie eilt davon. Eine Bäuerin mit Korb. Sie knüpft ein Gespräch an. Tochter hat in Lagerküche gearbeitet. Hat sie gewußt? Sie erwähnt ein Massengrab außerhalb des Ortes, eine halbe Stunde weit entfernt. Eine fluoreszierende runde Scheibe hinter Gespinst aus Luftdünsten. Die Sonne. Es muß die Sonne sein. Drückende Hitze, ganz unnatürlich hier im Oktober. Brücke über breitem Bachbett. Keine Wasserrinne, nur bleiche Kieselsteine. Heiligenfigur mit Gipsaugen. Zweistöckige Häuser unter grauen Schieferdächern. Geranienranken an Fensterbänken. Künstliche Blumen oder echte? Kreuze unter buntflammenden Baumkronen. Ein Friedhof. Mit Blumen bepflanzte Gräber. Darüber Denkmäler und Inschriften. Hinter ihnen weiße Kreuze in eintönig gleichen Reihen. Viele Kreuze in vielen Reihen. Alte Frau mit Runzeln und schwarzem Kleid begießt Begonien auf Grab ohne Leichnam. Er ist vor Leningrad gefallen, steht auf der Tafel. Goldene Schrift auf rotkörnigem Granit. Graue Sandsteinplatten, schwarzer Marmor und zwischen ihnen mit Kies bestreute Wege. Nirgends ein Massengrab. Strohgelbe Stoppelfelder, trockene Kartoffelstrünke. Hinter Rauchdünsten geistert die runde Scheibe der Sonne. Brombeergestrüpp, verdorrte Früchte, brö-

ckelndes Gestein, Holzstümpfe. Weg spaltet sich. Einer verläuft im Tal. Der andere verliert sich auf der Höhe. Wohin sich wenden? Zwei Menschen kommen den Hügel herab. Ein Mann und eine Frau. Gut gekleidet. Intelligente Gesichter. Der Weg zum Massengrab? Jawohl, dort oben. Doch es lohnt sich nicht hinaufzusteigen. Warum? Nur Juden liegen dort begraben. Hügelpfad. Felsblöcke und Tannen. Zwischen ihnen die bleichen Kerzen der Birkenstämme. Waldlichtung. Verdorrtes Gras. Zwei grob gehobelte Baumäste. Auf ihnen weißes Kreuz und gelber Davidstern.

(Entstanden in den sechziger Jahren)

Brief an Esra Aloni, *Poděbrady 1-11-47*

Ich bin von einem Spaziergang durch die flache herbstliche Landschaft am Ufer der Elbe zurückgekommen. Sie erinnert mich an Gegenden nahe Paderborns. Übrigens Paderborn. Ich habe gar kein Verlangen mehr nach dort zu fahren. Vielleicht werde ich gelegentlich einmal hinkommen, aber die Bindung die bestand, bis ich nach Deutschland kam ist zerschnitten. Mir ist oft, als sei die Luft Deutschlands verpestet und verfolge mich noch bis hierher. Es ist schlimm, alles sehe ich in Verbindung mit dem, was uns Juden geschehen, alles scheint Beziehung zu Mord und Konzentrationslagern zu haben. Soviel wie hier habe ich im Lande nicht an diese Dinge gedacht. Es ist fast krankhaft und ich weiss, ich muss darüber hinwegkommen. Ich hoffe, dass mir die Arbeit dabei helfen wird. Jetzt habe ich schon fast zwei Wochen keine Zeitung gelesen und weiss wenig von dem, was in der Welt vorgeht.

Aus den Tagebüchern von 1947

9.12.47 Jerusalem

Während der ganzen so entscheidenden Zeit für mein Leben, während des Monats in Deutschland und der 3 Wochen in Prag, keinerlei Eintragung. Das ist kein Zufall. Es war ein innerer Widerstand der es nicht zuließ.

»Ich sehe die Landschaft – erlebe sie nicht.«: Erste Rückkehr nach Paderborn

Brief an Esra Aloni vom 29.3.55, auf der Fahrt nach Paderborn

10.10 Wuppertal-Elberfeld. Es ist kalt, aber nicht so kalt, dass ich darunter leiden würde. Leiden tu ich von den für meine Begriffe überall überhitzten Zügen u. Räumen. Ich werde wenn möglich, diesen Brief in Paderborn am Bahnhof einwerfen, damit er Dich bald erreicht. Wer hätte das gedacht, dass mich das Wiedersehen mit Deutschland so kalt lassen würde. In Gedanken bin ich mehr bei Euch, richtiger gesagt bei uns, und dort ist es gut zu sein. Gerade komme ich an der Schwebebahn vorbei. Ich sehe sie zum ersten Male. Ich habe im Speisewagen gefrühstückt, meiner Ansicht nach nicht billiger als bei uns: Tee, eine Scheibe Graubrot, Butter, ein Ei, eine Orange 3.10 DM teurer als bei uns. Überhaupt habe ich in den Auslagen in Paris gesehen, dass die Sachen im allgemeinen teuer sind. – Gussstahlwerke, Hochöfen und die Häuser ein schmutziges Kohlengrau gegen die selbst das schäbigste Zementhaus in Tel Awiw noch engelsweiss wirken würde. Häuserblock reiht sich an Häuserblock, Stadt an Stadt nur aus den Namensschildern ersiehst du, dass eine endet u. eine andere beginnt. Hinter ihnen erheben sich die Hügel mit den

noch kahlen Bäumen. Ich habe zugezahlt für zweiter Klasse, weil ich nicht mit vielen Menschen zusammen sein wollte. Nur noch eine alte Dame sitzt in meinem Abteil. Hagen 10.45. Weiter Schlote und Rauch, der die ganze Landschaft grau verschleiert. Bergwerke. Güterzüge elektrische Überlandkabel und hin und wieder auf den Bergen einen Turm, grau wie ein Schatten. Durch die nackten Baumwipfel schaut verblasstes Wintergras. Westhofen, Namen, die ich vergass oder niemals kannte. Ein Mann hinter von Pferden gezogenem Pflug, Lastautos auf den Landstrassen, Bahnarbeiter auf dem Schienengewirr, mehr Schlote mehr Fabriken, Schwerte, mehr Namen. Häuser in Formen, wie ich mich ihrer nicht erinnere. Die Augen sehen, aber es besitzt nicht einmal von der Wirklichkeit des Traumerlebens. Es fliesst an mir vorbei wie ein Film, der mich nicht angeht und ich bin bei Euch, angefüllt von dem Rhythmus unseres gemeinsamen Lebens. Felder, Bauern bei der Frühjahrsarbeit, ein Kirchturm, Kopfweiden überschwemmte Wiesen, Kohlenhalden, Holzwickede. Wenn nur die Kopfschmerzen endlich aufhören würden. Birken, ein Strauch mit ersten Blüten. Verdorrtes Unkraut, welches mich an unseren Migrasch erinnert (wie sagt man Migrasch auf Deutsch). Unna. Es ist zu heiss im Abteil. Ich habe das Fenster geöffnet. Die alte Dame ist einverstanden. Bald wird es wieder zu kalt sein. Hier und da schaut zwischen den Wolken ein Fetzen Himmel hindurch, ein ausgewaschenes Blau. Ich denke daran was Du wohl jetzt tust, was Ruth. Hat sie mich schon vergessen? Wäsche hängt auf Leinen. Misthaufen liegen auf Feldern und der Zug klappert u. schnauft. Ich weiss nicht wie lange es noch bis Paderborn dauern wird, u. es interessiert mich nicht genug um danach zu fragen. Ich glaube ich bin selbst zu müde, um nach Euch Sehnsucht zu haben oder mich auf das Wiedersehen mit Onkel Sally zu freuen. Geschlossene Bahnschranken, Felder und immer irgendwo Häuser

in Sicht. Ich weiss nicht einmal ob was ich schreibe leserlich ist, ob es Dich interessieren kann if it does make sense. Aber ich habe Dir versprochen, alles zu schreiben und dies ist es, wie es jetzt gerade ist. Morgen wird es vielleicht anders sein. Ich möchte bei Dir ruhn und mich vergessen dürfen. Der Zug hält auf freier Strecke. Keine Einfahrt. Ein Meilenstein 209/9. Was es bedeutet, weiss ich nicht. Wir fahren weiter. Rauchfahne der Lokomotive geht plötzlich wie ein breiter Schatten über den Feldern. Für einen Augenblick muss die Sonne durchgekommen sein. Ostönnen. Vielleicht sagen Dir die Namen etwas. Mir sagen sie nichts. Menschen gehen durch das Abteil ohne dass ich hinschaue. Sie interessieren mich nicht und das bei meiner Neugierde für Menschen. Baumbestandene Landstrassen die irgendwo hinführen. Manchmal ein Auto oder ein Pferdewagen. Vor allem aber Fabriken und Eisenbahnschienen. Soest. Der erste Name, der mir etwas besagt, eine alte schöne Kirche gibt es dort. Aber wie sie aussieht weiss ich nicht mehr. Da ist die Kirche. Sie hat gotische Türme. Mehr konnte ich nicht sehen. Ich weiss, dass wir jetzt nicht mehr weit von Paderborn sind. Es lässt mich kalt. Wer hätte gedacht, dass es so sein würde. Aber es ist gut so. Die Häuser haben jetzt einen anderen Stil, auch er fremd. Die Luft ist jetzt klarer, wohl weil es hier weniger Kohlenstaub gibt. Ich lese den Namen und schreibe ihn nieder. Ich sehe die Landschaft – erlebe sie nicht. Oder vielleicht ist auch dies eine Art von Erleben, eine Art die mir helfen wird mich von ihr loszureissen und zu befreien. Vielleicht geht es mir so wie manchmal mit einer Jugendliebe, die man in späteren Jahren wiedertreffen muss, um einzusehen, dass sie nicht gehalten hat, was sie versprach und so von ihr loszukommen. Lippstadt. Ich würde es nie wiedererkannt haben, obwohl es sich sicher kaum verändert hat. Menschen auf dem Bahnsteig. Alle gut angezogen. Komisch, dass das alle Deutsche sind, kommt

mir auf einmal der Gedanke. Viele von ihnen waren Nazis. Aber in dieser Richtung, will ich nicht weiterdenken. Ein paar englische Soldaten in Uniform mit einem Pudel. Jetzt kommt bald Paderborn. Ich schliesse. Einen Kuss u. viel Gutes Deine Jenny.

29.3.55 im Zug kurz vor Paderborn. Ich habe den Brief postfertig gemacht. Die Landschaft ist flacher geworden bekannter, aber nicht vertrauter. Wiesen, Weiden, ein Bach dessen Namen ich gewiss einmal gewusst habe, Wälder in denen ich sicher schon spazieren gegangen bin. Aber die Augen sehen sie gleichgültig, nicht zu ihnen gehörig. Und wieder sage ich ich bin froh dass es so ist und hoffe es wird so bleiben. Dann wird mir dieser Besuch mehr gegeben haben als nur ein Wiedersehen mit Onkel Sally u. Frä. Zander.

[...]

Paderborn ist nicht mehr die Stadt, die ich gekannt habe, viel moderner, aber auch viel hässlicher. Sie hat keinerlei Gefühle in mir hervorgerufen selbst der Platz nicht, wo unser Haus stand.

Stadt der Kindheit

Bist du es noch, du Stadt der hundert Türme,
um deren Giebel ich die Träume wirkte,
in deren Gassen noch die Scherben glühen,
die spielend einst ein Mädchen dort verlor?
In deren Bach mit seinen Marmorquellen
Blatt über Blatt aus ihren Sinnen fiel,
und eine Welle schwemmte sie von dannen,
trug sie zum Fluß, zum Strom, vielleicht zum Meer.
Aus winterlichen Feldern steigt es auf.
Der Nebel wallt empor und füllt den Raum.
Versunken ist das Bild der langen Jahre.
Was immer du mir warst, du bist es nicht mehr.
Paderborn, 16.4.55

Brief an Esra Aloni, *Paderborn den 11.4.55*

8.10 abends. Onkel Sally ist schlafen gegangen. Ich habe keine Lust gehabt, auf mein Zimmer oder zu einem von den Bekannten zu gehen. Eine Weile stand ich vor dem Platz, wo einst unser Haus war. Auf dem Wasser, welches dort jetzt fließt, schwimmen zwei Schwäne, weisse Flecken im dämmernden Abend. Ich ging durch die Anlagen, schön aber nicht vertraut und suchte mich zu erinnern. Hier war die Gasse, dort die Bleiche. Einige von den hohen Pappeln blieben, andere sind verkrüppelt, wohl durch Bomben. Langsam, in Gedanken versunken, schritt ich durch die Strassen, den Damm, die Mühlenstrasse, die Kiesau. Die Namen blieben.

Das Haus

(Wo mein Elternhaus stand, fließen jetzt die Wasser des verbreiterten Baches)

Wo jetzt die Wasser spülen, stand ein Haus.
In Regen stand es und in Sonnenschein,
und Menschen wohnten drin, Männer und Fraun,
ganz alt, ganz jung, und solche weder alt noch jung,
vier Katzen und ein Hund und manchmal eine Maus,
du selber auch. War's nur ein Traum?
Gingst wirklich du, wo nun der grüne Schlamm,
und lebstest deine Freuden und dein Leid,
wo sich im trüben Abendlicht
zwei weiße Tupfen auf dem Bache ruhn?
Ob sie, des Flusses Schwäne, wohl
das Klopfen unter sich im Grunde spüren
aus Kellern, längst verschüttet, drin vielleicht
des Baues Geister noch vergessen hausen?
Ob wohl der Findling, halb bedeckt mit Sand
und angefressen von dem steten Strome,

noch um mich weiß? Ob er es war,
der an der Ecke zu der Gasse wachte?
Und diese Pappeln, die so kahl und starr
von lauen Frühlingsdüften unerweckt
in graue Himmel ihre Zweige spreizen,
erinnern sich vielleicht noch jenes Kindes,
das zwischen Gräsern seine Träume träumte
von einem Leben, wie es niemals kam.
Wenn sie mich leugnen, wird mich keiner kennen. –
Wo jetzt die Wasser spülen, stand ein Haus,
das alles barg, was dann verloren ging,
das alles barg, was man zertreten hat,
so wie man wissend und mit Absicht nicht
auch den geringsten aller Würmer tritt.
Wo jetzt die Wasser spülen steigt ein Haus,
ein Giebel, Fenster, Türen, so bekannt,
aus nebeligen Dunstgespinsten auf.
(Paderborn 13.4.55)

Wiedersehen mit der Stadt der Kindheit

Der Wolken düstre Regenhorde
hat mir den Silbermond entführt.

Die Giebel schwarzer Dächer kichern
über meinen fremden Gang
und funkeln mich
mit bösen Fenstern an.

Baumlange Schemen hüllen fahl
sich in den dunstgebräunten Pelz der Nacht
und tuscheln, wer da so allein
den Schatten zwischen die Laternen führt,
so mutterseelenallein.

Unter blaugewachstem Sternenkorbe,
weiter als die Hügelsschlange kriecht
und die flinken Flossenfische
wettüpfen mit den Meerschäumwellen,
kauert eine weiße Hütte
in die Schimmerzweige sich
von Oleander und Zitronen.

Gäben sie nur jetzt den Mondkahn frei,
fände ich wohl einen Gruß in ihm
und wüßte, daß er an mich denkt
fern im gelben Sand der Brotfruchtbäume.

(Paderborn 19.5.1955)



*Am ehemaligen Standort ihres Elternhauses.
September 1959*

Abschied

Nun ziehe fort, du Stadt der hohen Türme,
entschwinde meinem Blick, vertrautes Land,
aus Tagen, lang verschollen, nie vergessen.
Durch deine Wälder, dichtgeflochten, irrt
noch immer unerlöst die Kinderklage.
Ich trank vom bittren Trunke deiner Quellen,
einst dünkten ihre Wasser mich so mild.
Ich aß vom Brote, einer Saat entsprungen,
die gelber Haß in deine Furchen säte.
Ich trug den Mantel, den Erinnern webte
aus Schmach und Tränenketten der Verlorenen.
Nur einen Schal, so willig hingehalten,
doch von des falschen Mitleids Flachs gesponnen,
vermochte meine Hand nicht anzurühren.
Doch fand ich zwischen kriegszerstörten Mauern
– und hatte nicht gesucht – an altem Stamme
ein unbeflecktes Reis. Im Zwielflicht eines Tages
bewahrt es in dem Laube seiner Zweige
noch von dem Golde der verbrannten Sonnen,
die vielleicht einmal wieder leuchten werden.

(im Zug Paderborn-Düsseldorf 20.5.1955)

*»Diese Zeit von der Seele schreiben« / »Der Zwang
zu schreiben«: Aufstieg, literarisch*

Aus den Tagebüchern 1959-1967

31.12.59

Zum ersten Mal in meinem Leben arbeite ich wirklich,
um zu schreiben. Täglich sitze ich und schreibe. Ich
schreibe einen Roman. Wenigstens habe ich es vor.
Manchmal denke ich, es wird mir gelingen. Manchmal

denke ich, er wird nichts taugen. Die Fabel und die Gestalten nehmen mehr und mehr Form an.
In Deutschland traf ich mit Heinrich Böll zusammen. Frl. Zander vermittelte die Begegnung und Esra drang darauf, dass ich von London noch für einen Tag nach Köln fliege um ihn zu sprechen. Wir hätten es sonst nicht mehr geschafft. Böll zeigte Interesse, gab Anregung versprach nach hier zu schreiben, nachdem er mehr von mir gelesen hat. Ob er es tun wird, weiss ich nicht.⁷¹

7.12.62 Köln.

Kurz vor 21 Uhr in Köln. Die Fahrt von München nach Köln dauerte länger als von Israel nach München. Giesguths haben mich sehr warm empfangen. Böll hat mich für heute abend zum Abendessen eingeladen. Ich wunderte mich dass Frl. Zander sich noch nicht gemeldet hatte. Gestern in der Stadt auf dem Wege zur Strassenbahn um nach Riehl zurückzufahren begegnete sie mir plötzlich auf der Strasse. Sie ist in den paar Tagen hier von Hotel zu Hotel gezogen, konnte nirgends sich wohlfühlen und war gerade auf der Suche nach einem Appartement (um mich bei sich bewirten zu können). Wir freuten uns wohl sehr miteinander. Aber dann brachte sie mich gleich zur Strassenbahn. Ich kenne das schon. Sie verträgt es nicht, allzu lange in Gesellschaft zu sein. Es strengt sie zu sehr an. Sie hat mit Mascher⁷² verabredet, ihn anzurufen. Er wird hierher kommen. Ihren kurzen Worten entnehme ich, dass er mit meinem neuen Manuskript »Wege nach Hause« nicht zufrieden

⁷¹ Aus der Begegnung Jenny Alonis mit Heinrich Böll entstand eine lebenslange Freundschaft, die auch Esra Aloni und Annemarie Böll einschloss. Neben einem bis 1985, dem Todesjahr Heinrich Bölls, reichenden Briefwechsel wurde die Beziehung auch durch gegenseitige Besuche vertieft.

⁷² Benno Mascher (1903-1996), Lektor beim Eckart-Verlag, betreute dort u.a. die Werke Jenny Alonis.

ist.⁷³ Es gibt schöne Stellen in ihm, doch es ist zu lose komponiert. »Wir erwarten mehr von dir und du darfst uns nicht enttäuschen«, sagte sie. Dass er zu lose komponiert ist, weiss ich. Aber was er noch sagte, nämlich dass die Schicksale in ihm nicht typisch sind für Israel stimmt nicht. Es gibt so etwas nicht wie »typische Schicksale« im Sinne von durchschnittlichen Schicksalen, so etwas gibt es nur in der Statistik. Aber darüber werden wir sprechen. Ich werde versuchen, ihn dazu zu bewegen, zuerst einen Band Erzählungen⁷⁴ herauszugeben. – War bei der Uro.⁷⁵ Man hat mir eine Rente zugesprochen: 246 Dm, viel mehr als ich erwartet hatte.

Eigenartig, ich glaube nicht an das Glück und bin glücklich. Ich glaube an keinen Gott und Renate nennt mich religiös.⁷⁶ Gut und böse sind leere Begriffe für mich ich kenne keine Moral und Böll wirft mir vor dass ich in meinen Schriften moralisch bin.

Murnau 10.7.66

Wiedersehen gefeiert mit Eiche und Linde, Buche und Tannen und Sträuchern und Blumen, deren Namen ich früher vielleicht einmal gewusst habe. Manchmal lässt ein Hund sich von mir streicheln. Wüsste er wie fremd ich hier bin, würde er mich vielleicht anknurren. Kinder wage ich nicht anzusprechen. Sie würden mich nicht verstehen oder ihre Eltern könnten es missdeuten. Manchmal frage ich nach dem Weg und man antwortet mir. Es ist ja ein Erholungsort und sie sind an Fremde gewöhnt, wenn meine Fremdheit auch anderer Art ist.

⁷³ Der Roman »Wege nach Hause« erschien unter dem Titel »Der blühende Busch« 1964 im Eckart-Verlag, Witten und Berlin.

⁷⁴ 1963 veröffentlichte Jenny Aloni im Eckart-Verlag einen Band mit fünf Erzählungen unter dem Titel »Jenseits der Wüste«.

⁷⁵ Die 1948 gegründete »United Restitution Organisation Ltd.« bearbeitete Entschädigungsanträge von Opfern des nationalsozialistischen Regimes mit einem Wohnsitz außerhalb Deutschlands.

⁷⁶ Renate Bank (1918-2008), Schulfreundin von Jenny Aloni.

Doch das erkennen sie nicht. Eben sass neben mir auf der Bank eine Nonne mit einer Frau. Ich sagte ihr, dass ich aus Israel bin und schenkte ihr ein paar Isr. Münzen. Mehr nicht.

(heute morgen auf den Block geschrieben) Sie lieben Blumen und Tiere. Manchmal stelle ich mir vor, was geschehen würde, wenn ich einen Stock nehmen und mitten auf der Strasse einen Hund schlagen würde. Ich bin sicher, sie würden es verhindern auch wenn sie sich dadurch der Gefahr aussetzten selber von den Hieben getroffen zu werden. Sich vorzustellen, dass die gleichen Menschen es ruhig hingenommen, wenn nicht gar sich aktiv daran beteiligt haben wie man Millionen (nicht Millionen, ein einzelner konnte sich nur an wenigen Fällen beteiligen) Menschen gemartert und ausgerottet hat. Aber dann irrt man sich auch wie ich im Zug hierher bei der Familie die neben mir sass. Als ich erfuhr, dass sie aus Coburg, der früheren Hochburg der Nazis stammten beschloss ich nicht zu sagen, dass ich aus Israel bin. Er erbot sich mir die Koffer herauszureichen. Die Einfahrt verzögerte sich. »Sie erkennen die Zeichen der Landschaft doch nicht die Zeichen der Zeit, hat ein bedeutender Mann gesagt«⁷⁷, meinte er, als ich die Berge bewunderte. Ich fragte »Wer?« »Jesus« sagte er und entwickelte die Idee. Es stellte sich heraus, dass er ein Anhänger der Zeugen Jehovas ist in Dachau, Buchenwald und Wewelsburg⁷⁸ war. Mehr erfuhr ich nicht, ich musste aussteigen.

21.7.66 Bahnhof Recklinghausen.

⁷⁷ Vgl. Lukas 12, 54; ähnlich auch Matthäus 16, 2f.

⁷⁸ Gemeint sind die Konzentrationslager Dachau (bei München), Buchenwald (bei Weimar) und das zum Umbau der Wewelsburg (bei Paderborn) zur »Reichsführerschule-SS« im Mai 1939 als Arbeitskommando des KZ Sachsenhausen eingerichtete, ab 7.1.1941 als Außenlager geführte KZ Niedernhagen, in dem insbesondere auch Zeugen Jehovas wegen ihrer Kriegsdienstverweigerung inhaftiert waren.

Bahnhöfe faszinieren mich mehr als Flughäfen. Warum weiss ich nicht. Warte auf Zug nach Paderborn. Spüre keine besondere Bindung mehr an P. bin ganz Gast, zufälliger fremder Besucher. – Gestern abend »Meteor« von Dürrenmatt⁷⁹ in den Ruhrfestspielen. Interessant. Das Problem des Todes und nicht mehr Sterben Könnens in überspitzter komödienhaft satirischer Form. Regte mich zum Nachdenken an. Aber überzeugte nicht in allen Einzelheiten. [...]

Paderborn ist nach Maschers, Dodeshöners und Fr. Lieskes (Eckart) Meinung eine ganz finstere, schwarze Gegend was politische Einstellung betrifft. (Sie sprachen von dem Preis für den man mich in P. vorgeschlagen hatte und den die Stadtverwaltung ablehnte.) Wie weit diese Meinung stimmt und wie weit sie davon beeinflusst wird, dass sie evangelisch und P. katholisch ist, weiss ich nicht.

Im Zug. Ruhrgebiet, altbekannte, wohltuend entfremdete Landschaft. Verrusste Zechen und Wohnhäuser, Schrebergärtenvierecke und wilde Blumen zwischen Kohlen, die trotzdem blühen sind nicht weniger interessant wie Bergseen und schneebedeckte Gipfelzacken. [...] Ortsnamen die ich früher schon gehört habe, doch die mir nichts mehr besagen. Die Landschaft verschwimmt wird aufgesaugt vom Nebel. Ein junges Ehepaar mit einem kleinen Kind im Wagen winkt. Fahrgäste, die in Ferien oder zu Besuch fahren. Hunde, alle rasserein. Ich habe noch nicht einen Köter hier gesehen. Die Sonne scheint. Doch nur für einen Augenblick. Leute auf den Bänken um mich herum. Sie sind mir gleichgültig, gehen mich nur noch an wie eine Fremde. Ich frage mich nicht mehr, wo sie damals waren, damals als [...]

⁷⁹ Friedrich Dürrenmatt: Der Meteor. Eine Komödie in 2 Akten. Zürich: Verlag Die Arche 1966.

Wieder im Zug, dieses Mal D-Zug. Altvertraute, fremd gewordene Landschaft. In dieser Fremdheit die andere Vertrautheit, anderes Heimischgeworden[-Sein] enthält, liegt meine Geborgenheit, meine Sicherheit. Esra, Ruth, Gane Jehuda, Israel, das sind überreiche Geschenke. – Neben mir Gespräch zwischen zwei Frauen »Ich hatte sechs Brüder. Nicht einer ist zurückgekommen. Alle sind gefallen.« Aus der Rede der anderen »Jetzt sind die jungen Leute alle oberflächlich. Die Hitlerjugend und der Arbeitsdienst, das war das einzige was gut war unter Hitler. Da war Ordnung und da hatten sie keine Zeit für dumme Gedanken.« Soest. Warten auf Abfahrt.

Gestern Abend Unterhaltung mit Frl. Schulte nach der Vorstellung »Meteor« über den Tod. Sie stimmte zu meinem Erstaunen meinen Gedankengängen zu. Vielleicht verstand sie nicht alles oder war zu höflich um zu diskutieren. Ich sprach von der glücklichen Gelassenheit angesichts des Todes. Davon dass ich nicht begreife, wie Menschen Unsterblichkeit erstreben können. Wie der einzige Trost ist, dass alles einmal endet in der Umwandlung der Materie mit einbegriffen ist und nur als solche, nicht als Mensch ewig währt. [...]

Paderborn. [...] Beim Gang durch die Strassen kein bekanntes Gesicht, kaum bekannte Häuser. Aber die Namen haben überlebt. Namen von Geschäften und Strassen. Auf dem Markt stehen die Budenwagen für Libori⁸⁰ am Sonntag (heute Donnerstag). Komisch, glaube nichts zu erwarten und bin doch immer wieder enttäuscht. Worüber eigentlich? Worüber kann jemand, der nichts erwartet enttäuscht sein? Oder bedeutet es, dass ich im Grunde doch etwas erwarte? Was erwarte?

⁸⁰ Das jährlich Ende Juli stattfindende Liborifest war schon in Jenny Rosenbaums Kindheit eine Mischung aus weltlichem und religiösem Fest, feierlicher Prozession und Kirmes.

24.7.66

War bei Maria zum Mittagessen und Kaffee und mit ihr auf dem jüdischen Friedhof. Er ist gepflegt. Nur in dem Ehrenmal und der Totenhalle ist das Dach undicht. Auf Marthas Grab, ein gefälltter Baumstamm fehlt die Namensplatte und der Stamm wurde verkehrt wieder aufgesetzt.⁸¹ Der Weg zu Maria⁸² führte über den Liboriberg. Libori wie vor vierzig Jahren. Kaum eine Änderung. Heute morgen trugen sie den Schrein in feierlicher Prozession durch die Stadt. Renate und ich sahen es vom Fenster. Maria kam nochmals, um sich zu verabschieden. Sie brachte Geschenke für Ruth und mich. Sie erst machte darauf aufmerksam, dass das Haus, in dem Renate wohnt und in dem ich jetzt sitze und schreibe, das frühere Kahnsche Haus ist. Aus diesem Hause (ich wusste es nicht, aber Maria sagte es, sie war ja noch jeweils am Abend vorher bei ihnen, um sich zu verabschieden) aus diesem Hause also sind die Eltern, Irma, Tante Jettchen, Onkel Sally, Kurt und Kahns⁸³ deportiert worden. Heute abend fahre ich zurück nach Reckl. Nachmittags gehen wir Renate und ich noch einmal über den Topfmarkt. Gestern nach dem Abendessen ein Spaziergang durch die Stadt. – Heute nachmittag Spaziergang über die Buden am Markt und auf dem Pottmarkt.

⁸¹ Auf dem an der Warburger Straße liegenden Jüdischen Friedhof befinden sich u.a. die Gräber von Jenny Alonis Großeltern väterlicherseits und von ihrer Tante Emma Rosenbaum. Der nunmehr unbeschriftete Grabstein von Jenny Alonis Schwester Martha Rosenbaum (1910 – 1917) in Form eines Baumstammes befindet sich nicht auf der Familiengruft, sondern bei den Kindergräbern.

⁸² Maria Gloth, frühere Hausangestellte bei Rosenbaums.

⁸³ Das Haus der Brüder Hermann und Siegfried Kahn (Paderborn, Grube 13/15) war eines der sechs so genannten Judenhäuser, in denen die jüdischen Bewohner Paderborns vor ihrer Deportation auf engstem Raum zusammenleben mussten. Die Kahns wurden deportiert; sie überlebten nicht. Auch Jenny Alonis Verwandte lebten die letzten Monate vor ihrer Deportation in dem Haus der Familien Kahn.

Später im Zug nach Recklinghausen. Renate brachte mich zur Bahn. Gestern Abend Gespräch über Religiosität, Gott und Glauben, das mir lange in Erinnerung bleiben wird.⁸⁴ – Wieder Abschied, wieder Fahrt durch altbekanntes Land. Verschleierte Berge und Wälder. Nur dass es jetzt nicht mehr weh tut oder doch fast nicht mehr weh tut.

Vorgestern nachmittag bei Stadtarchivar Molinski und Frau. Langes offenes Gespräch besonders Paderborns (Stadtverwaltung, Rat) Haltung zur Judenfrage betreffend. Seinen Worten nach ist die Haltung der Stadtverwaltung reaktionär. Er belegte es mit Dokumenten. Fragte mich, ob ich wenn es mir vorgeschlagen würde, den Kulturpreis der Stadt P. annehmen würde. Meinte, sie würden ihn mir anbieten, wenn sie sicher sein könnten dass sie von mir keine Absage erhalten würden. Bat ihn nicht vorzuschlagen. Ich könnte nicht abschlagen, weil ich nicht brüskieren möchte, könnte aber auch nur sehr schwer annehmen, weil zuviel schmerzliche Erinnerungen mit P. verbunden sind. Las ihnen »Begegnung« vor, gestern auch Renate, denn darin kristallisieren sich meine Ansichten. – Drückend warm heute. Kopfschmerzen.

5.3.67 (*Tagebuch*) / (Brief)

Ein Herr Irmer⁸⁵, Mitglied des Paderborner Kulturausschusses hat bei mir angefragt, ob ich prinzipiell bereit

⁸⁴ Das Gespräch diente als Vorlage für die »4/67« datierte Erzählung »Gespräch in der Dämmerung«.

⁸⁵ Siegfried Irmer saß als Mitglied der SPD-Fraktion des Paderborner Stadtrates im Kulturausschuss der Stadt. Jenny Aloni antwortete ihm am 5.3.1967 handschriftlich (Abschrift: B 301): »[...] im vergangenen Sommer wurde ich privat gefragt, ob ich einverstanden wäre, dass man mich vorschlägt. Ich bat damals, von einem solchen Vorschlag abzusehen, um mir eine Entscheidung zu ersparen. Da Sie sich jetzt als Mitglied des städtischen Kulturausschusses an mich wenden, glaube ich nicht ablehnen zu

wäre, den diesjährigen Kulturpreis der Stadt P. [anzunehmen]. Habe (s. Abschr.) geantwortet [...]. Werde, wenn man mir den Preis zuerkennen sollte, wohl nicht nach P. fahren.

Rede anlässlich der Kulturpreisverleihung am
25.7.1967 (in Paderborn)

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als mich die Stadt Paderborn vor ungefähr zwei Monaten einlud, den mir von ihr verliehenen Kulturpreis persönlich hier in Empfang zu nehmen, war die Lage in und um Israel herum so gespannt, dass ich nicht glaubte, der Einladung folgen zu können. Sie alle wissen, was inzwischen geschehen ist, und es bleibt nur zu hoffen, dass die Entwicklung von unbeständigem Waffenstillstand zu echtem Frieden führen wird. Ich freue mich, dass ich heute bei Ihnen sein darf. – Dass diese mir gerade hier in dieser Stadt erwiesene Ehrung mit Gedanken an Vergangenheit, an Bitternis und Leid verbunden ist, lässt sich – Sie werden es verstehen – nicht vermeiden. Ja, ich glaube nicht einmal, dass Vergessen wünschenswert wäre. Wenn ich von Leid spreche, so meine ich damit nicht mein eigenes Leid. Das war gering gemessen an dem Leid der

dürfen, denn eine Ablehnung könnte den durchaus falschen Eindruck erwecken, als ob ich keine Beziehungen zu Paderborn wünsche. Es ist nicht so und widerspräche meinen Anschauungen. Dass jedoch was mit Paderborn verknüpft ist, auch nach so vielen Jahren noch schmerzt, lässt sich nicht verhindern, vielleicht gerade deshalb weil ich als Kind mich seiner Landschaft und seinen Menschen verbunden fühlte, wenn ich auch nun schon lange hier zu Hause bin.

Ich gebe also meine Zustimmung, mich vorzuschlagen. Ich bitte Sie jedoch, darauf zu verzichten, wenn von irgendeiner Seite Einspruch dagegen erhoben wird. [...] Ich weiss noch nicht, ob ich, falls mir der Preis zugesprochen werden sollte, nach dort kommen könnte, um ihn persönlich in Empfang zu nehmen.«

ändern. Mir ist erspart geblieben, verbittert zu werden. Ich verdanke es dem Lande, in dem ich mit meiner Familie lebe und zu Hause bin. Der Anfang dort war schwer, äusserlich und innerlich, obwohl es sich nicht um irgendein Land handelte sondern um Erez Jisrael, das Land Israel. Ja, ich glaube, gerade weil es sich nicht um irgendein Land handelte, war das Eingewöhnen besonders schwer, denn ich stellte deshalb größere Ansprüche an meine Umgebung und auch an mich selbst. Ich trug Vergangenheit mit mir herum. Ich blieb, ob ich es nun wollte oder nicht, der westfälischen Landschaft und ihrer Kultur verbunden. Doch ich war keine Immigrantin. Ich war eine Olah, und Olah bedeutet: Aufsteigende. Nach Erez Jisrael wandert ein Jude nicht ein, sondern er steigt auf. Das ist nicht nur ein anderes Wort, mit ihm verbindet sich ein anderer Inhalt, eine andere Bedeutung. Aber es gab noch etwas, das mich während all der Jahre vor zu grosser Bitterkeit bewahrt hat. Es war das Wissen um einige Menschen hier in dieser Stadt, die in schwerer Zeit Menschlichkeit und Mut bewiesen haben. Ich möchte heute Abend ganz besonders eine Frau erwähnen, weil ohne sie meine Bücher vielleicht nicht geschrieben und sicherlich nicht veröffentlicht worden wären. Sie hat mich in meiner Jugend beeinflusst und gefördert. Später, als ich schon in Israel lebte, war sie es, die für mich Verbindung zu Verlagen, Zeitungen und Schriftstellern gesucht und gefunden hat. Sie war die Lehrerin meiner Kindheit, und die Verbindung zu ihr, die bis heute besteht, begann hier in dieser Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin und die mir heute ihren Kulturpreis verleiht. Ich danke der Stadt Paderborn und allen daran Beteiligten für die mir erwiesene Ehre. Ich hoffe, dass ich durch die Entgegennahme des Preises auch ein Sandkorn beitragen darf zum Bau der Brücke der besonders gearteten Beziehungen zwischen

Israel und Deutschland, eine Brücke, die sich nur langsam und mit viel gutem Willen errichten lässt.
Ich danke Ihnen.

Aus den Tagebüchern 1969/70

16.5.69

Böll hat gestern abend in Tel Awiw aus seinen Werken vorgelesen »Als der Krieg ausbrach«⁸⁶, und eine kürzlich veröffentlichte Satire »Die Mönche« »oder Staeg«.⁸⁷ Anschließend war er bei dem Kulturattaché der deutschen Botschaft eingeladen. Sie nahmen mich mit. War also quasi illegaler Gast. Interessant besonders Unterhaltung mit Böll und Aharon Amir⁸⁸ (in Englisch) u.a. über gegenwärtige Literatur in Russland. War interessant. Aber wieder einmal festgestellt, dass ich nicht in »formelle« Gesellschaft passe. Esra wollte nicht mitkommen, fuhr mit Bert nach Hause.

Es ist zumeist das Unbehagen in der Welt, das zum Schreiben veranlasst. Was hätten Zufriedenheit und Übereinstimmung auch schon zu sagen? Vielleicht ist das der Grund, dass Schreiben Kritik und Protest bedeutet. Kritik an der Unzulänglichkeit der Welt und besonders an unserer eigenen.

⁸⁶ Die Erzählung Heinrich Bölls erschien im Buchdruck in: Als der Krieg ausbrach. Als der Krieg zu Ende war. Zwei Erzählungen. Frankfurt/Main: Insel 1962.

⁸⁷ Gemeint ist die am 26.5.1969 im Südwestfunk (Baden-Baden) gesendete – im fiktiven Mönchskloster Staech spielende – Satire »Veränderungen in Staech«. Erstdruck in: Basler Nationalzeitung, Jg. 127, Nr. 443, 27./28.9.1969, Sonntagsausgabe, S. [12].

⁸⁸ Der 1923 in Kowno geborene, 1935 eingewanderte israelische Schriftsteller Aharon Amir übersetzte viele Werke der englischen, französischen und amerikanischen Literatur.

21.5.69

Bölls riefen gestern abend aus Herzlia⁸⁹ an. Wohnen dort in kleinem Hotel, Hod. Kommen morgen nochmals zu uns. Aber nur zur Familie dieses Mal, wie er betonte. Am Schabbat Abend waren sie bei uns zu Gast. Wir hatten Freunde eingeladen. Insgesamt waren wir 24 Personen. Diskutierten oder richtiger unterhielten uns von 9 Uhr bis nach Mitternacht. Er erzählte auf Fragen von seinen Begegnungen in Russland, der Tschechoslowakei⁹⁰, von den Beziehungen Israel-Deutschland, seinen Eindrücken hier. Einige hätten (so nachher zu mir) lieber über Literatur gesprochen oder richtiger gehört. Ich sagte ihnen, sie hätten fragen können. Auf Heins Wunsch habe ich die Unterhaltung laufen lassen wie sie lief, nur darauf geachtet, dass sie nicht in Dialog ausartete. Ich glaube, es war für beide Seiten interessant. Der Besuch in Israel aber ist für sie sehr anstrengend, wohl auch deshalb, weil nur sehr kurz (sie fahren Freitag) und daher sehr konzentriert. Hein sagt er müsse Sonntag wieder in Köln sein. Hat am Abend einen Vortrag anlässlich der Gründung eines Interessenverbandes der Schriftsteller der Bundesrep. versprochen.⁹¹ Denkt an eine Gewerkschaft der Schriftsteller.

Recklinghausen 2.7.70

Eben kam mir der Gedanke, Zusammenfassung einer Woche Deutschland. Hier bin ich Jude täglich, stündlich, in Begegnungen und Gesprächen. In Israel bin ich Mensch, mit allem, was das bedeutet.

⁸⁹ Herzlia, 1924 entstanden, ist ein Badeort 15 km nördlich von Tel Aviv.

⁹⁰ Bölls letzter Besuch in der Tschechoslowakei fand auf Einladung des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes im August 1968 statt. In Prag erlebte er den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes am 21.8.1968.

⁹¹ Die Gründungsversammlung des »Verbandes deutscher Schriftsteller« (VS) fand am 8.6.1969 in Köln statt.

11.7.70 (So) Paderborn)

Nichtiges niedergeschrieben und Wichtiges verschwiegen. – Bei Bölls langes Gespräch mit ihm, seinen drei Söhnen, einem Freund von ihnen (von den Söhnen) und der (halb indischen) Schwiegertochter. Die Jungen gaben vor den Wehrdienst zu verweigern, weil ihnen Deutschland nichts bedeutet. Nur die Nützlichkeit des Passes erkannten sie an. Ich meine, sie können sich ihren Kosmopolitismus leisten (im Gegensatz zu uns Juden) weil Deutschland, ob sie es nun ablehnen oder nicht als selbstverständlich für sie gegeben ist. Böll war nicht ihrer Meinung. Für ihn besteht eine Bindung und Verbindung auch noch zu dem schikanierenden, bürokratischen Beamten, unter dem er zu leiden hat.

Am vergangenen Donnerstag habe ich hier durch Vermittlung von Prof. Kienecker⁹² in der Päd. Hochschule aus »Wartesaal« und noch unveröffentlichten Erzählungen gelesen. Am Dienstag vielleicht Gespräch mit Studenten.

Bei Molinskis gewesen. Interessantes Gespräch mit ihm (sie war noch in der Schule) über Literatur, seinen Aufenthalt in Ägypten u.s.w. bis er es auf »die« Sache, seine sich nun schon 5 Jahre hinziehende Auseinandersetzung mit der Stadt führte. Da erhielt das Gespräch paranoidische Züge, obwohl die Stadtverwaltung sich anscheinend wirklich hanebüchen benimmt.⁹³

⁹² Friedrich Kienecker (1920-1997), zu dieser Zeit Rektor der PH, war Mitherausgeber der späteren Werkausgabe Jenny Alonis; er setzte sich seit den sechziger Jahren für den Druck und die Verbreitung ihres Werks ein.

⁹³ Jenny Alonis Urteil über Ferdinand Molinski erfolgte ohne genauere Kenntnis der historischen Zusammenhänge. Der Stadtarchivar war 1961 vom Rat beauftragt worden, das Schicksal der Paderborner Juden zu erforschen; dabei stieß er darauf, dass Wilhelm Sasse (1907-1996), seit 1952 (bis 1971) Stadtdirektor in Paderborn, an den Deportationen der Juden beteiligt war. Sasse veranlasste, dass Molinski 1967 vom Dienst suspendiert wurde.

Aus den Briefen an Esra Aloni von 1973

14.6.73 (Do.)

Gestern nachmittag also Empfang (!) im Rathaus durch den jetzigen Bürgermeister Schwiete, den früheren Tölle u. Stadtdirektor Ferlings⁹⁴ sowie eine Sekretärin (ich schreibe die Namen, damit ich sie für späteren Gebrauch nicht merken brauchte) zu einem Gespräch. Stellt Euch Jenny bei formellen Angelegenheiten vor. Es ging gut ab. Dann brachte mich das Auto der Stadt zur Gesamthochschule. Ich war zu früh dort. Ich fragte den Hausmeister, den ich zufällig traf, nach dem angegebenen Übungsraum, wo die Lesung stattfinden sollte (mit anschließender Diskussion), erwähnte aber die Lesung nicht. Er meinte, dort solle zwar um 5 Uhr eine Lesung stattfinden (meine!), aber daraus würde ja wohl nichts, da die Studenten schon in Ferien seien (eine Tatsache, die Prof. Kienecker, der ganz besonders nett zu mir ist u. sich für mich einsetzt, nicht wusste, als er den Termin vereinbarte). Ich gab ihm in meinem Herzen recht. Mit Prof. Kienecker, der dann kam, beschlossen wir aber zu lesen auch wenn nur 6 Leute anwesend sein würden. Zu unserer Überraschung war der Raum schliesslich überfüllt, mehr als fünfzig Leute. Jetzt habe ich auch diese zweite Lesung mit anschließender Diskussion glücklich hinter mich gebracht [...].

Günter Wallraff hat den Fall in dem Artikel »Die Judenehrung von Paderborn oder eine Stadt bewältigt ihre Vergangenheit« (konkret, H. 18, 28.8.1969, S. 14-19) behandelt. Die Belege für die Vergangenheit Sasses wurden erst in den neunziger Jahren publik (vgl. u.a. die Artikel »Das Doppelleben des Wilhelm Sasse« und »Was war mit Sasse und Molinski?« in der »Neuen Westfälischen« vom 26. und 27.10.1993).

⁹⁴ Christoph Tölle war 1946-1968 Bürgermeister in Paderborn, Herbert Schwiete 1968-1988; der Stadtdirektor Wilhelm Ferlings folgte ab 1971 Wilhelm Sasse im Amt.

16.6.73

Ich glaube, was einen Besuch in Deutschland für mich so interessant macht, ist, dass ich hier so verschieden geartete Leute kenne u. es nicht nur als Tourist u. nicht nur statisch, sondern in der Entwicklung sehe. In diesem Zusammenhang möchte ich noch erwähnen, dass meine Beziehung zu meiner Freude immer weniger gefühlsbeladen u. vergangenheitsbelastet wird, was jedoch keineswegs mit Vergessen gleichgesetzt werden kann.

20.6.73 (morgens 7.50)

Der Besuch in Deutschland ist für mich auch sprachlich wichtig. Ich spüre direkt, wie sich die Sprache in den letzten drei Jahren verändert hat. – Ich vergass zu erwähnen, dass Vincent Ruth u. Micky ganz besonders grüssen lässt. Er war vor seiner Abreise bei ihnen vor der Wohnung, traf sie nicht an u. hinterliess keinen Zettel. Er wird wahrscheinlich im Dezember mitkommen mit den Eltern, wenn Böll zum PEN Kongress kommt. Sie beabsichtigen, nachdem Hein sein Amt als Vorsitzender abgegeben hat, privat noch einige Zeit zu bleiben. Er hat mir gesagt, ich solle ihnen Manuskripte schicken. Er hätte jetzt viel Zeit, zum ersten Mal seit 1933. Ich werde es also tun, wenn ich zurückkomme. Vielleicht kann Annemarie etwas beim Westdeutschen Rundfunk anbringen.

Aus den Tagebüchern von 1986

G.J. Do. 2.1.86

Weil ich es nun nicht mehr als Brief schreiben kann, schreibe ich es hier: Lieber Hein.⁹⁵ Ich fahre fort Dir

⁹⁵ Die Bedeutung Bölls als Dialogpartner Jenny Alonis kennzeichnet diese »Korrespondenz post mortem«; Böll war am 16.7.1985 gestorben.

Briefe zu schreiben, obwohl ich weiss, dass ich sie nicht abschicken werde, es ja auch ganz zwecklos wäre, sie abzuschicken, da ich ja keine Antwort erhalten würde, denn es gibt Dich ja auf dieser Welt nicht mehr und diese Welt ist die einzige, an die ich glaube. Ich hatte noch so manches zu sagen, Dinge in denen ich anderer Meinung bin wie z.B. was die Zigeuner betrifft. Sie nennen sich jetzt Sinti oder Romani, weil das Wort Zigeuner auch als Schimpfwort benutzt wird. Das ist meiner Meinung nach kein triftiger Grund. Denn dann müsste ich auch aufhören mich Jüdin zu nennen. Jude als Schimpfwort ist viel verbreiteter. Jedes Lexikon beweist es. Oder die Frage, ob jemand Nazi sein konnte und doch Idealist bis zuletzt. Ich glaube dass es möglich ist und daß solche Bewegungen gerade dadurch noch gefährlicher werden. Oder Gedanken an die Situation hier. Ich bin nicht der Meinung, dass man die innere Zerrissenheit hier Ausstehenden gegenüber vertuschen sollte. – Wie gesagt ich unterhalte mich mit Hein. Vielleicht werde ich einmal Annemarie darüber schreiben.

G.J. So 26.1.86

Der Zwang zu schreiben, auch wenn es nichts taugt, ich es immer wieder durchstreiche und neu schreiben muss, oder nicht durchgestrichen doch unfertig stehen lasse wie einen Arm ohne Körper – Parkinson keine Ausrede.

Mi. 23.10.86

Die Frage allein, wo warst du damals befriedigt nicht. Auch nicht mit dem Zusatz nicht, was hast du gedacht, wie hast du dich verhalten? Hast du überhaupt gedacht? Habe ich das Recht zu fragen? Wie hätte ich selber mich verhalten, wenn Zufall oder Schicksal, das ist gleich, mich nicht zu einem der Opfer gemacht hätte. Befreit mich dieses Schicksal davor, mich der Frage zu stellen, wie hätte ich mich verhalten. Oder besser, wie verhalte

ich mich in ähnlichen Situationen. Nicht wie es am Ende kam. Da war nicht mehr viel Möglichkeit zum Widerstand. Aber am Anfang. Habe ich den Spürsinn Gefahr zu riechen und Passivität zu überwinden. Mag sein dass Geschichte sich wiederholt aber nur wie Spiralen sich wiederholen, nicht wie Kreise, die in sich selbst zurückkehren. Immer wieder unterhalte ich mich in Gedanken mit Ingeborg Stöcher. Sie war lange vor 1933 Nationalsozialistin. Aber sie war anständig. Das stimmt, auch wenn immer wieder behauptet wird, dass jemand der bis zum Ende Nazi war unmöglich anständig gewesen sein kann. Die Tatsache, dass so etwas möglich ist, ist viel schlimmer, als wenn es unmöglich wäre. Der Mensch ist aus Gegensätzen zusammengesetzt, die nur scheinbar miteinander unvereinbar sind. Es kann jemand in einem Schlachthaus täglich Kühe schlachten und Tiere lieben.

Dankrede zur Verleihung des Meersburger Droste-Preises für Dichterinnen

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, Ihnen, der Jury, den Anwesenden und all denen, die zu dieser Feierstunde beigetragen haben, meinen Dank. Es ehrt mich, daß die Jury beschlossen hat, mir den diesjährigen Meersburger Droste-Preis zu verleihen. [...]

Auf Annette von Droste-Hülshoff wurde ich schon als Kind aufmerksam. Der Titel ihrer Erzählung »Die Judenbuche« zog mich an. Ich bin Jüdin und stamme aus dem Paderborner Land. Vielleicht waren es meine Vorfahren, die in dieser Erzählung lebendig werden.

Ihre herbe fast harte Sprache nahm mich gefangen. Den hebräischen Satz in dieser Erzählung konnte ich damals zwar lesen aber nicht verstehen. Ich ahnte damals nicht, daß ich später einmal in einem Lande mich zuhause

fühlen sollte, in dem die Umgangssprache Hebräisch ist. Warum schreibe ich dann nicht Hebräisch? Ich habe es anfangs versucht und auch einige kurze Arbeiten veröffentlicht. Doch dann sah ich ein, daß ich mich viel besser in Deutsch ausdrücken kann. Die Sprache ist letztlich doch ein Werkzeug, mit dessen Hilfe wir versuchen Gedanken und Gefühle zu übermitteln. Sie darf nicht Selbstzweck werden. Die Sprache ist ein Werkzeug, das stimmt. Aber ein Werkzeug besonderer Art, das man pflegen und vor Verrohung bewahren muß, wie es die Vergangenheit beweist. Die Sprache der Nationalsozialisten benutzte harmlose Worte hinter denen sich Grausamkeit verbarg.

Meine Augen sind auf die Zukunft gerichtet, und ich hoffe daß ich zur Verständigung zwischen Deutschland und Israel beitragen darf.

Ich danke Ihnen.

(Vorgetragen am 26.5.1991)

Nachwort

Jenny Aloni wurde 1917 im westfälischen Paderborn geboren (als Jenny Rosenbaum), sie ging 1939 nach Palästina und lebte bis zu ihrem Tod 1993 in Israel. Ihr Werk ist geprägt von den Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnissen eines Lebens, das den größten Teil des 20. Jahrhunderts umfasste: in Deutschland von der Weimarer Republik über die nationalsozialistische Zeit bis nach der Wiedervereinigung; und in Israel von der britischen Mandatszeit über die Staatsgründung 1948 bis in die Jahre der zweiten Intifada.

Diese historisch-politischen Entwicklungen beider Länder bestimmten auch Jenny Alonis Schreiben. Das zeigen relativ direkt ihre fast 60 Jahre umspannenden Tagebücher und zahlreiche (datierte) Gedichte sowie, in verschiedenen Stadien literarischer Umformung, viele Skizzen, Kurztexte, Erzählungen und Romane. Dabei sind die Grenzen zwischen den Genres oft fließend. Viele Tagebuchtexte notieren nicht nur Ereignisse und Einfälle, sondern kommentieren und reflektieren sie; Erzählungen entwickeln sich nicht selten aus Tagebuchaufzeichnungen.

Dieser doppelte Blick von Geschehen und Erinnerung, Miterleben und Reflexion prägt auch die vorliegende Auswahl: Die verschiedenen Lebensabschnitte und Geschichtsepochen werden sowohl in unmittelbaren Zeugnissen als auch in erinnernden, reflektierenden Texten dargestellt.

Ein Unterschied bleibt: Das Ich der Tagebücher (und Briefe) ist das »autobiographische Ich«; das Ich der Texte kann diesem zwar nahestehen, aber es ist eine Kunstfigur, die auch Trägerin unterschiedlichster Ansichten werden kann; und die Gefühle und Gedanken des autobiographischen Ichs werden nicht selten auf mehrere Gestalten verteilt.

1. Der erste Abschnitt, »Eine Jugend in Deutschland«, hat das jüdische Leben in der Zeit des Nationalsozialismus zum Thema. Die Erzählung »Die Synagoge und der Dom« verweist in zahlreichen Realien auf die Heimatstadt der Schriftstellerin, Paderborn, sowie auf Erfahrungen der jungen Jenny Rosenbaum, Schülerin der Klosterschule St. Michael: Begegnungen mit dem alltäglichen Antisemitismus bereits in der Kindheit, religiöse Überzeugungen im Spannungsfeld von Dom und Synagoge, Erwachen eines eigenen jüdischen Selbstbewusstseins; sowie in der Gegenwartsebene: das bedrohliche Spektakel eines nationalsozialistischen Fackelzuges. In dieser Atmosphäre von Ausgrenzung und Feindseligkeit wächst das Gefühl der Fremdheit. Einzig eine Lehrerin zeigt Solidarität mit der jüdischen Schülerin und begleitet sie zu einem Gottesdienst in der Synagoge. Der Text führt ein in den jüdischen Ritus, behandelt das Verhältnis von Christentum und Judentum, zeigt die veränderte Einstellung der Gesellschaft an der Kontrastierung der Synagogengesänge mit den nationalsozialistischen Hassliedern. Die prophetische Schlusspointe des Textes führt die beiden konkreten wie symbolischen Gebäude Synagoge und Dom noch einmal zusammen: in der ihnen drohenden Vernichtung durch die neuen Machthaber. Diese Kurzgeschichte erinnert und reflektiert ein zurückliegendes Geschehen und gibt ihm eine literarische Struktur. Hingegen gewähren zahlreiche Tagebucheinträge der Jahre 1935-39 Einblicke in die Entwicklung der jungen Frau, die sich im Alter von 17 Jahren entschlossen hat, gegen den Widerstand der Eltern, nach Palästina auszuwandern: Sie zeigen das Leben in einem Vorbereitungslager, innere Kämpfe, Unsicherheit und Einsamkeit, ihre Arbeit in verschiedenen jüdischen Organisationen.

Ein weiteres Thema zieht sich durch die Aufzeichnungen: die Entwicklung zur Schriftstellerin, für die Schrei-

ben auch ein Gegengewicht zu einem oft bedrückenden Alltag wird. Anfangs kommt Jenny Rosenbaum nur selten über konventionelle Formen und eine traditionell-epigonale Sprache hinaus; sie zweifelt an ihrer Begabung, erkennt noch nicht, welches literarische Potential in ihren Alltagsbeobachtungen steckt. Erst durch den Schock der Ereignisse erkennt sie als Aufgabe und literarische Chance: »man müsste einer späteren Generation Bericht geben [...] von dem inneren und äusseren Erleben hier. Unvorstellbar für jemanden, der es nicht selbst erlebt, [...] ich will es wachsen lassen und es nicht aus dem Auge verlieren.« (18.6.39)

Ein auf ihr schwer lastendes Problem ist das Bewusstsein, dass ein Schreiben und Publizieren in der gewohnten und geliebten deutschen Sprache in Palästina kaum möglich sein wird, dass jedoch ihre Beherrschung des Neuhebräischen, des Ivrit (das sie gelernt hat und sogar selbst unterrichtet), zu unvollkommen ist, um literarische Texte zu schreiben. Immer wieder notiert sie Zweifel an ihrer Zukunft als Schriftstellerin, beklagt ihr Schicksal, »in zwei Sprachen besser, zwischen zwei Sprachen leben zu müssen« (3.6.39).

Die Radikalisierung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, die zunehmende Entrechtung und Verfolgung der Juden prägt Ende der 30-er Jahre mehr und mehr den Alltag Jenny Rosenbaums. In ihr Tagebuch dringt diese Zeitwirklichkeit nur allmählich ein. Aber Ereignisse wie die Polenaktion im Oktober 1938 und die Pogromnacht des 9. November 1938 registriert sie genau, hält sie auch in Gedichten fest – Momentaufnahmen, die in spätere Erzählungen (wie »Kristall und Scherhund«) eingehen. Der wachen Beobachterin ist klarer als vielen anderen deutschen Juden, wie gefährlich die nationalsozialistische Vernichtungspolitik geworden ist. Ende November 1939 kann sie Deutschland als Leiterin

eines jüdischen Kindertransports nach Palästina verlassen.

2. Die Zionisten betrachten den Weg nach Palästina nicht als Emigration, sondern als »Alijah« (Aufstieg) nach »Eretz Jisrael«, in die Heimat Israel. Der 2. Abschnitt »Alijah und Einleben in Palästina« hat das knappe Jahrzehnt zwischen dem Eintreffen im Mandatsgebiet Ende 1939 und der Gründung des Staates Israel 1948 zum Thema. Diese Lebensphase ist im Tagebuch dichter dokumentiert als jede andere: Denn das neue Leben ist lange Zeit überwiegend bestimmt von Einsamkeit und dem Gefühl der Fremde – doppelt irritierend, weil dies ja eigentlich die neue, wahre Heimat sein sollte. Nur langsam und nach zahlreichen Rückschlägen weicht dieses Gefühl allmählich, wird die anfangs als fremd, fast feindlich empfundene Natur vertrauter und in ihrer eigenen Schönheit entdeckt. Am bedrückendsten für Jenny Rosenbaum sind jedoch die jahrelangen quälenden Sorgen um das Schicksal der Eltern und ihrer Schwester, von denen sie nur selten hört, für die sie aber – in Kenntnis der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik – das Schlimmste befürchten muss.

Anfangs spielt für Jenny Rosenbaum das Sprachproblem eine wichtige Rolle. Ihre Tagebucheinträge zeigen das Schwanken im Wechsel der beiden Sprachen. Nur wenige Gedichte entstehen, an deren Publikation ist nicht zu denken. Allerdings plant sie, ihre Erlebnisse aus den Anfangsjahren in Palästina zu einem Roman zu verarbeiten. Entwürfe unter dem Titel »Tagebuch einer Studentin« sind erhalten. Zwei Jahrzehnte später realisierte sie den Plan in ihrem ersten Roman »Zypressen zerbrechen nicht« (1961). Er greift zahlreiche Lebenssituationen, Probleme, emotionale Entwicklungen des Tagebuchs auf. Am Beispiel der jungen Heldin, die sich vor der Ankunft in Palästina den hebräischen Namen

»Hagar« (die Fremde) zulegt, zeigt sie schonungslos auch die Schattenseiten dieser so oft verklärten Jahre, das Misstrauen der im Lande Geborenen gegenüber den Einwanderern, das Desinteresse am Schicksal der Juden in Europa.

Das Leben Hagars nimmt am Schluss des Romans eine Wendung von der Einsamkeit und der Außenseiterposition zur Gemeinschaft: durch den Eintritt in die Armee. Den langen quälenden Prozess Hagars, die sich als Pazifistin versteht, hat Jenny Rosenbaum selbst durchlebt. Nach heftigen inneren Kämpfen trat sie Mitte 1942 in die A.T.S. ein, die »Auxiliary Territory Services«, eine aus jüdischen Frauen bestehende Einheit der britischen Armee. Sie arbeitete hauptsächlich in einem Militär-Krankenhaus, fast vier Jahre lang.

3. Der dritte Abschnitt ist Jenny Alonis »Leben in Israel« gewidmet: Nach einer Abstimmung in der UNO über die Teilung des Mandatsgebiets zwischen Juden und Arabern wurde am 14. Mai 1948 Israel als selbständiger Staat gegründet. Im gleichen Jahr heiratete Jenny Rosenbaum den aus Menden im Sauerland stammenden Esra Aloni (Erich Eichgrün), der mit seinen Eltern 1934 eingewandert war. So wird der bereits vor dem UN-Beschluss ausgebrochene »Unabhängigkeitskrieg« gegen die Araber, während dessen das junge Paar im umkämpften Jerusalem lebte, im Privaten für Jenny Aloni eine glückliche Zeit: »Glücklich auch unter Kanonenkugeln«, beschrieb sie diese paradoxe Empfindung.

Ihre Ehe, die Geburt einer Tochter 1950 und der Umzug in ein eigenes Haus 1957 bringen Jenny Aloni gegenüber den Jahren der Einsamkeit, des Zweifels, der emotionalen Unsicherheit, des Pessimismus eine neue Einstellung zum Leben, eine früher nicht gekannte Ausgeglichenheit. Sie ist – weitgehend ehrenamtlich – in der Sozialarbeit tätig (dies ist in eine Reihe von Texten ein-

gegangen); aber sie hat auch viel mehr Zeit als zuvor für ihr Schreiben. Nach einigen kleineren Publikationen in hebräischer Sprache entscheidet sie sich, fortan vor allem in Deutsch zu schreiben. Denn sie sieht es als ihre Hauptaufgabe an, sich als Chronistin an das Lesepublikum in Deutschland zu wenden: mit Texten über den Umgang mit Juden in der NS-Zeit, aber auch im Nachkriegsdeutschland, ebenso wie über das Leben in Israel.

1956 erscheint ein erster schmaler Gedichtband, der fast unbeachtet bleibt. Mit der Publikation der Kurzgeschichte »Begegnung« im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« 1960 wird sie erstmals von einem breiteren Publikum in Deutschland wahrgenommen. Der Text besteht aus dem fiktiven Gespräch eines Juden mit einem nationalsozialistischen Massenmörder, in einer Gefängniszelle in Israel. Beide kannten sich als Jugendliche; der Jude wurde verfolgt, kam in ein KZ, der Schulfreund machte Karriere bei der SS. Nun sucht der Jude Rechenschaft, kann sich freilich nicht zum Hass zwingen. Der historische Hintergrund – Adolf Eichmann, aus Argentinien nach Israel entführt, saß in Jerusalem im Gefängnis, die Vorbereitungen zu seinem Prozess liefen – gab dem Text Aktualität und Brisanz.

Wenig später ließ sich Heinrich Böll von Jenny Aloni – mit der er seit 1959 befreundet war – berichten, wie man in Israel den Fortgang des Prozesses sah.

In den 1960-er Jahren erscheinen drei Romane von Jenny Aloni, zwei Erzählbände sowie über zwei Dutzend Kurzgeschichten und Erzählungen in Zeitungen; sie wird zur wichtigsten Stimme der deutschsprachigen Literatur in Israel in ihrer Generation, also unter denen, die vor ihrer Einwanderung noch nicht als Schriftsteller hervorgetreten waren. Die meisten dieser Werke behandeln Themen aus dem israelischen Alltag: soziale Fragen, Leben im Kibbuz, das Verhältnis zwischen Juden und Arabern. Eine wachsende Rolle spielt die Natur, die

immer mehr in ihrer herben Schönheit und ihren großen jahreszeitlichen Veränderungen in beeindruckenden Bildern beschrieben wird.

Während der erste Roman »Zypressen zerbrechen nicht« einige Jahre der Mandatszeit an einem Einzelschicksal behandelte, spielte der zweite Roman »Der blühende Busch« (1964) in der israelischen Gegenwart, greift aber in der Schilderung zahlreicher Lebensläufe bis zur Jahrhundertwende zurück. Die Siedler eines Dorfes stammen aus zahlreichen Ländern mit den unterschiedlichsten Traditionen jüdischen Lebens. Deren Integration, mithin Fragen der Toleranz, der Gleichberechtigung, des inneren Friedens, ist auch die Hauptaufgabe des neuen Staates Israel.

In der Geschichte Israels wie in dem Verhältnis Jenny Alonis zu ihrem Land bilden Kriege wichtige Zäsuren. Insbesondere der »Sechs-Tage-Krieg« 1967 wird für sie zu einem Wendepunkt; das merkwürdige Gefühl, nun zu den Siegern zu gehören und damit zu denen, die Verlierer aus ihren Wohnungen, von ihrem Land vertreiben, bringt sie zu ihrer früheren pazifistischen Grundeinstellung zurück, sie verstärkt ihren Einsatz für eine Aussöhnung zwischen Juden und Arabern.

Der Text über die Atmosphäre in Israel unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges »In unserem Dorf. Aus den Tagen vor Beginn der Kämpfe« ist ein Beispiel dafür, wie Tagebuch-Aufzeichnungen – in diesem Fall: fast unmittelbar nach der Niederschrift – zu einem literarischen Text ausgearbeitet werden.

4. Der letzte Abschnitt dieses Bandes ist Jenny Alonis »Wiederbegegnungen mit Deutschland« gewidmet. Die erste Europareise führte sie 1947, als Mitglied einer jüdischen Delegation, die »displaced persons« bei der Einwanderung nach Palästina helfen sollte, auch nach Süddeutschland. Der Besuch des KZ Dachau beeindruckte

sie tief. Fassungslos und empört registrierte sie die Gleichgültigkeit und die immer wieder anzutreffenden Rechtfertigungsversuche der deutschen Bevölkerung. Eine briefliche Schilderung arbeitete sie in den 50er Jahren um zu der Erzählung »Fahrt in die Erinnerung«, in den 60er Jahren abermals, wesentlich verknüpft, zu »Besuch 1947«.

Erst 1955 entschloss sich Jenny Aloni, ihre Geburtsstadt wiederzusehen. Sie fand ihr Elternhaus nicht mehr; es wurde im Krieg zerstört, später abgetragen, sein Grundstück in das erweiterte Paderquellgebiet einbezogen. Das Gedicht »Das Haus« reflektiert den Schock der Wiederbegegnung. (Heute stehen Zeilen des Gedichts auf einem dort aufgestellten Gedenkstein, der Weg durch das Quellgebiet trägt Jenny Alonis Namen.) Nicht weniger verstörend verlief die Begegnung mit früheren Bekannten. Von nicht wenigen erfuhr sie, wie sie sich gegenüber ihren Familienmitgliedern verhalten hatten.

Bei späteren Deutschland-Besuchen entspannte sich ihr Verhältnis zu den Bewohnern Paderborns und den Deutschen allmählich. Trotz einiger Bedenken nahm sie 1967 den Kulturpreis ihrer Geburtsstadt entgegen. Allerdings musste sie feststellen, dass für ihre Schriften über die Nazi-Vergangenheit ein geringeres Interesse bestand als für die Texte über Israel. Eine Reihe ihrer eindrucksvollsten Kurztexte und Erzählungen zur »deutschen« Thematik, die in Deutschland keinen Verleger fanden, gab sie im Selbstverlag in Israel heraus: »Die braunen Pakete« 1983, im »Gedenkjahr« der Machtübernahme Hitlers. Im gleichen Jahr an einem anderen »Gedenktag«, nämlich dessen Geburtstag am 20. April, notierte Jenny Aloni:

Sie sagen gedenken gedenken
weil sie immer vergessen
Ich sage vergessen vergessen
weil ich immer gedenke.

Mit Freude nahm Jenny Aloni in ihrem letzten Lebensjahrzehnt wahr, dass sich eine neue Generation in Deutschland intensiver und kritisch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit befasste und für das gegenwärtige Israel interessierte.

Dankbar erlebte sie, dass ihr Werk Ende der 80er Jahre neu entdeckt wurde: durch einen Auswahlband mit einigen bis dahin ungedruckten Texten, durch den Beginn der Edition ihrer »Gesammelten Werke« (ab 1990), ebenfalls mit zahlreichen noch unveröffentlichten Schriften. Diese neue Präsenz ihres für die deutsch-jüdische Erinnerungskultur exemplarischen Œuvres fand öffentliche Anerkennung durch die Verleihung von zwei renommierten Literaturpreisen 1991: des internationalen Droste-Preises der Stadt Meersburg und des Großen Westfälischen Literaturpreises, der ebenfalls nach der Droste benannt ist.

Angesichts all dessen, was westfälische Mitbürger und Institutionen Jenny Aloni und ihrer Familie angetan hatten, wurde die Schriftstellerin gefragt, ob sie die Einreihung unter »westfälische« Literatur nicht als Zwangsvereinnahmung empfinde. Sie antwortete: Sie schätze die Droste seit der Schulzeit hoch und betrachte sie auch stilistisch als ein Vorbild; in ihrem Namen ausgezeichnet zu werden, empfinde sie als Ehre. Und: Sie freue sich, dass sich gerade Wissenschaftler ihrer Geburtsstadt so intensiv für ihr Werk und dessen Verbreitung einsetzen.

Wenige Wochen vor ihrem Tod konnte Jenny Aloni in der »Neuen Zürcher Zeitung« lesen: »Es ist unbestritten: die überragende deutschsprachige Schriftstellerpersönlichkeit im heutigen Israel ist eine Frau – Jenny Aloni. Darüber hinaus gehört sie zu den profiliertesten Erzählerinnen ihrer Generation, jedoch blieb ihr die gebührende Anerkennung bis ins hohe Alter verwehrt.«

Diese hohe Wertschätzung kann man heute noch besser begründen, weil mittlerweile aus dem Nachlass zahlrei-

che weitere Texte bekannt geworden sind: Der Umfang der veröffentlichten Schriften hat sich etwa verdoppelt. Dazu kommt die Ausgabe der Tagebücher – die eine eigene bedeutende literarische Leistung darstellen – mit über 700 Seiten.

Deutlicher als zuvor lassen sich auch Entwicklungen in Jenny Alonis Schreibweise erkennen. In den früheren Schriften spielen oft noch Abstraktion und Reflexion eine größere Rolle; sie werden im Laufe der sechziger Jahre immer stärker von Anschaulichkeit, dem Blick für das symptomatische Detail aufgehoben, begleitet von einem Wandel von Sprache und Stil. Beides war anfangs recht traditionell, gelegentlich klischeehaft, die Bildlichkeit konventionell. Aber bald setzte sich auch hier eine Tendenz zu Präzision und Verknappung durch. Diese geht so weit, dass allmählich auch schmückende Adjektive, Verben, Artikel entfallen. Erzählungen wie »Zwei Inschriften« oder »Besuch 1947« und Gedichte wie »Oh, Jerusalem in den Bergen Judäas« oder »Im Spinnengewebe der Zeit« sind Beispiele dieses präzisen Altersstils. Zeilen wie »Gedichte/ Skelette geblieben aus/ verglühten Leben« können als Gedicht wie als Aphorismus gelesen werden.

Manches, was in diesen Texten zunächst ungewohnt klingt, lässt sich mit Entwicklungen einer Sprache begründen, in die Elemente aus drei Quellen – dem Deutschen, Englischen und Ivrit – eingegangen sind. Und so wie das Schreiben Jenny Alonis verschiedene Traditionen aufnimmt, so gehört ihr Werk zwei Kulturen an: Es ist ebenso Teil der deutschen wie der (vielsprachigen) israelischen Literatur, es bereichert beide Literaturen.

Das will dieses Lesebuch anhand einer kleinen Auswahl aus dem weit ausgreifenden, vielfältigen Werk Jenny Alonis zeigen.

Zu dieser Ausgabe

Die Texte folgen der Ausgabe der »Gesammelten Werke«. Bei den Texten aus dem Nachlass ist zu berücksichtigen, dass sie von Jenny Aloni (noch) nicht für eine Veröffentlichung bearbeitet waren. In den Tagebüchern und Briefen sind natürlich Flüchtigkeitsfehler in Satzbau und Grammatik enthalten; die Zeichensetzung ist spärlich. Die Passagen in Stenografie und in Ivriṯ sind so wörtlich wie möglich wiedergegeben. Zahlreiche Texte sind von Jenny Aloni selbst datiert; ist das nicht der Fall, wird die Entstehungszeit jeweils am Ende vermerkt. Anmerkungen, insbesondere zu Stellen in Tagebüchern und Briefen, sind oft zum Verständnis erforderlich. Um sie nicht ausufern zu lassen, wurden Zusammenhänge und Fakten, die im Nachwort behandelt werden, nicht erläutert, ebenso wenig wie Dinge, die sich aus dem Kontext erschließen lassen. Namen von Personen werden nur erklärt, wenn dies für das Verständnis einer Passage wichtig ist. – Weitergehende Informationen v.a. zu den Tagebuch-Eintragungen finden sich in der Ausgabe von 2006, auch in deren Namenregistern und Glossaren.

Textnachweise

Jenny Aloni: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Friedrich Kienecker und Hartmut Steinecke. 10 Bände. Paderborn [u.a.]: Schöningh 1990-1997.

Daraus folgende Texte:

GW 2: *Zypressen zerbrechen nicht*. Roman (1990). Daraus: Auszüge S. 151-153; 149-151.

GW 3: Erzählungen und Skizzen 1 (1991). Daraus: *In unserm Dorf. Aus den Tagen vor Beginn der Kämpfe*, S. 115-121.

GW 6: Erzählungen und Skizzen 2 (1994). Daraus: *Die Synagoge und der Dom*, S. 20-27; *Kristall und Schäferhund*, S. 202-207 (Auszug); *Zwei Inschriften*, S. 249f.; *Fahrt im Negev*, S. 19; *Begegnung*, S. 122-127; *Besuch 1947*, S. 264f.

GW 7: Gedichte (1995). Daraus: *Nach dem Sturm*, S. 123; *Die polnischen Juden*, S. 127; *Nach der Ankunft in Israel*, S. 9; *Sandsturm*, S. 135; *Olivenhain*, S. 157; *Nachmittags (an der Front in Jerusalem)*, S. 168; *In den schmalen Stunden der Nacht*, S. 68; *Oh, Jerusalem in den Bergen*, S. 72f.; *Der Jordan*, S. 229-231; *Wir werden niemals wieder*, S. 102; *Oh, Jerusalem in den Bergen Judäas*, S. 198; *Die letzte Seite in meinem Heft*, S. 209; *Gedichte*, S. 210; *Jetzt ist die Zeit*, S. 212; *Aus trüben Gewässern*, S. 224; *Im Spinnengewebe der Zeit*, S. 225; *Schuld*, S. 162; *Herbstland ist meine Seele*, S. 165; *Stadt der Kindheit*, S. 42; *Das Haus*, S. 40; *Wiedersehen mit der Stadt der Kindheit*, S. 41; *Abschied*, S. 45.

GW 9: Kurze Prosa (1996). Daraus: *Beethoven*, S. 39; *Ich blieb verschont*, S. 38; 1969, S. 57.

GW 10: Berichte. Gedichte in Prosa. Hörspiele. Gespräche (1997). Daraus: *Erste Eindrücke*, S. 16-18; *Dankrede zur Verleihung des Meersburger Droste-Preises für Dichterinnen* (Auszug), S. 158.

Jenny Aloni: *Rede anlässlich der Kulturpreisverleihung am 25.7.1967*. In: Friedrich Kienecker zum Gedenken. Mitteilungen aus dem Jenny-Aloni-Archiv, Nr. 4, 1998, S. 9f.

Jenny Aloni: »Ich muss mir diese Zeit von der Seele schreiben ...«. Die Tagebücher 1935-1993: Deutschland – Palästina – Israel. Hrsg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Martin Decking, Gabriele Rochell und Fritz Wahrenburg. Paderborn [u.a.]: Schöningh 2006. (Daraus Auszüge, unter dem jeweiligen Datum. Die Eintragungen von 1935 bis 10.9.1937 sind in deutscher Kurzschrift geschrieben [S. 19-24]; die Eintragungen 23.12.39 [Gedicht, S. 51f.], 18.1.40 [S. 53], 22.12.42 [S. 66] und 29.11.67 [letzter Absatz, S. 111] in Ivrit; alle anderen in Schreibschrift. Kürzungen beim Abdruck aus Tagebüchern und Briefen, am Anfang und Ende einer Eintragung, wurden nicht vermerkt.)

Jenny Aloni: Veröffentlichte Briefe an Esra Aloni. In: Proben aus dem Archiv. Mitteilungen aus dem Jenny-Aloni-Archiv Nr. 5, 1999, S. 48-52 (Briefe vom 5.10.47, 1.11.47 und 2.11.47; Inventarnummer B 117).

Jenny Aloni: Unveröffentlichte Briefe an Esra Aloni. Aus dem Nachlaß. Jenny-Aloni-Archiv an der Universität Paderborn. (Briefe vom 29.3., 11.4.1955; 14.6., 16.6., 20.6.1973; Inventarnummern B 118, B 121.)

In der Datenbank www.juedischeliteraturwestfalen.de sind ausführliche Informationen über Leben und Werk Jenny Alonis zu finden. Das Jenny-Aloni-Archiv der Universität Paderborn enthält den gesamten Nachlass; darunter auch die Briefe, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden.

Fritz Wahrenburg, der beim Aufbau des Archivs sowie an der Edition der Tagebücher Jenny Alonis mitgearbeitet hat, half bei der Auswahl der Texte und besorgte die Einrichtung des Bandes. Ich danke ihm, und ebenso Walter Gödden, der das Lesebuch in die Reihe »Nylands Kleine Westfälische Bibliothek« aufgenommen hat.

Dem Schöningh-Verlag Paderborn sowie dem Jenny-Aloni-Archiv der Universität Paderborn danke ich für die Genehmigung zum Abdruck der Texte.

Hartmut Steinecke